Familien-Geschichten

von

Otfrid Mylius.

I.

Das

Bäschen vom Lande.

Eine Familien-Geschichte

von

Otfrid Mylius.

Stuttgart.

Verlag von Carl Grüninger.

1868.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Frau

Emmy Wagner, geb. Heuser

als Zeichen aufrichtiger Verehrung zugeeignet.

1.

Vor dem Landhause des Fabrikanten Balder war an einem trüben Spätherbst-Nachmittage ein geschäftiges Treiben zu sehen. Ein Tapezier mit mehren Arbeitern war daran, die Vortreppe des Hauses mit einem Zelte zu überdachen und die Treppenstufen mit weichen Teppichen zu belegen. Der Gärtner des Herrn Balder aber stellte seine hohen Camellien-, Rhododendren- und Azaleen-Pflanzen, welche einen wunderschönen Reichthum von Blüthenknospen angesetzt hatten, starr in Reihe und Glied längs der Fronte des Hauses auf, um die kahlen Wände des Sockels und des Erdgeschosses zu maskiren, und zog die Stirne finster und kraus, wenn er sah, wie gleichgültig und unsanft die sorglich gehegten und gepflegten Schätze seines Gewächshauses hier von den Arbeitsleuten behandelt wurden, welche Hunderte von extemporirten Gaslämpchen und Flämmchen dazwischen anbrachten.

„Wollt ihr wohl Sorge tragen, daß ihr mir keine Zweigspitze und keine Knospe abbrecht, ihr Schlingel!" rief er. „Das dumme Volk weiß freilich nicht, was für eine Mühe es macht, solch eine Camellienpflanze heranzuziehen und recht schön bestockt und von Blüthenknospen schwer zu machen! Aber diese meine Preispflanzen in einer Oktobernacht hier in's Freie

stellen zu lassen, wo sie jeder Unbill der Witterung ausgesetzt sind, das kann meiner Treu auch nur solch einer hochmüthigen eigensinnigen Person einfallen, wie unsere Madame ist! .... Ja, wenn's meinethalben noch in der Hausflur und auf den Treppen wäre!" setzte er sein mürrisches Selbstgespräch fort, „da hätte es am Ende noch einen Sinn, Camellien zur Dekoration zu verwenden! Aber in einer Oktobernacht hier im Freien! Na, dieser Uebermuth und diese Ueppigkeit kennen keine Grenzen! Wenn es da nur nicht wahr wird, ‚Hochmuth kommt vor dem Fall!' — Tausendelement! Kerl, was hast Du gemacht? Nun ist die ganze herrliche Pflanze zu Schanden, und es war eine meiner schönsten, mein einziger Prince of Wales!"

Das Unglück war schon geschehen, und vergebens schleuderte der Gärtner wuthentbrannt die Scherben des Topfes hinter dem Zimmergesellen her, der die Pflanze mit einer Bohle umgerannt und ihre ganze Krone zerrissen, dann aber sich eilends davon gemacht hatte. Dem Gärtner blieb nichts übrig, als die verstümmelte Pflanze in die eine Hand zu nehmen und mit der andern die Scherben aufzulesen, die den sorglich geebneten Kiesweg verunzierten. Aber dem Manne standen Thränen des Aergers in den Augen.

„Guten Tag, Zirkler!" rief jetzt ein dicker Herr von behäbigem Aussehen über den niedrigen Eisenzaun herüber, welcher den Garten vor dem Hause trennte. „Ihr habt wohl viele von euren immergrünen Kalthauspflanzen übrig, daß Ihr sie zur Decoration des Gartens verwendet? Wie?"

— „Schön'n guten Abend, Herr Schwend," ver-

setzte der Gärtner mit einem mürrischen Gruß. „Sie dürfen mir glauben, daß ich's nicht gern that; aber wer kann mit den Frauensleuten rechten? Die Madame hat es einmal verlangt, und ich wehrte mich vergebens mit Händen und Füßen, — am Ende mußt' ich doch nachgeben, denn sie brachte mir's schriftlich vom Herrn!"

„Das glaub' ich!" lachte Herr Schwend. „Was würde der alte Gottfried Balder nicht unterschreiben, nur um seinen unersättlichen Hausdrachen zufrieden zu stellen! Na, und von den Camellien versteht er nichts — sind ja keine Callicos und Twiste! Aber schade, ewig schade um die herrlichen Pflanzen! Wenn es nur heute Nacht nicht hell wird und keine Reifen gibt, sonst ist all' Eure Mühe vor die Hunde gegangen, Zirkler! Seht, Alter! das habt Ihr davon, daß Ihr hier geblieben seid, allen meinen Anerbietungen zum Trotze! Ich wüßte Eure Kunst besser zu würdigen."

— „Was nicht ist, kann ja noch werden, Herr Schwend," erwiderte der Gärtner. „Ich hab's jetzt selber satt in diesem Dienste, und zu Ostern geh' ich. Der Uebermuth wird mir hier nachgerade zu groß und mir schwant: es kann nicht so fortgehen. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und unser Herrgott läßt keine Bäume in den Himmel hinein wachsen!"

„Gewiß nicht, Zirkler. Aber was für ein Fest wird denn heute gefeiert, daß ihr euch hier so gar entsetzlich anstrengt?"

— „Bah, das werden Sie wohl so gut wissen, als ich, Herr Schwend. Die ganze Stadt schwatzt

ja von dem Ball; an die zweihundert Gäste seien geladen, hör' ich. Die Madame soll geäußert haben, sie lasse sich's tausend Thaler mehr kosten als sonst, aber noch in Jahren müsse von dem Balle geredet werden, den sie ihrem Neffen Robert — dem Holländer Neffen, wissen Sie — zu Ehren gebe."

Herr Schwend schüttelte den Kopf mißbilligend und sagte: „Aha! dahinter steckt 'was; aber wenn der alte Lukas Balder das wüßte, des Robert's Vater, so würde er die Nase nicht wenig rümpfen über eine solche tolle Verschwendung; was meinst Du, Klobe?"

„Tausend Thaler mehr?" wiederholte das kleine hagere Männchen, welches mit dem dicken Fabrikherrn Schwend gekommen war. „Das sind ja just die Zeiten zu solcher Geldvergeudung, und der alte Balder hat die Tausende wohl so überflüssig, sollt' ich meinen. Man munkelt so allerlei, und die Frankfurter Bankiers könnten manches Liedchen pfeifen, das hier nicht von den Dächern gesungen werden dürfte ...."

— „Na, und auch nicht hier auf der Straße vor Balder's Haus und Leuten, alter Junge!" fiel Schwend seinem Begleiter tadelnd in's Wort — „Was geht es uns an, wie er's treibt! Jeder trägt ja seine eigene Haut zu Markte, und obschon ich nicht des alten Gottfrieds Freund bin, so dauert mich der arme Kerl doch, daß er Jahr-aus Jahr-ein nur sich placken und hasten und sorgen muß, um das schöne Geld aufzutreiben, das seine Weibsleute mit vollen Händen aus dem Fenster werfen!"

„Das geschieht ihm ganz recht — wird's noch büßen müssen, der Schwachkopf!" sagte Klobe scha-

denfroh. „Solch' ein Narr sein! sich solch ein Weib über den Kopf wachsen lassen! Wie sie sich bläht und spreizt, als ob nicht jedes Kind wüßte, daß sie seiner Zeit nur Plätterin gewesen ist, die hochfeine elegante Frau Kommerzienräthin Balder!"

— „Bah, das Plätteisen würde ihr gerade keine Schande machen, schämte sie sich nur nicht selber daran," versetzte Herr Schwend. „Was Einer war, wenn's nur eine ehrliche Hantirung ist, das schändet nicht, so man nur dessen eingedenk bleibt. 'Denk' in Glück und Herrlichkeit auch an die vergang'ne Zeit.' Deine Frau hat auch manches tausend Gros Knöpfe auf Cartons genäht, Alter, ehe Du Dir Deinen Einspänner halten und einen Buchhalter einstellen konntest; und die meinige wird es niemanden abläugnen, daß sie Polisseuse war, wie ich Goldschmied; aber trotzdem sind wir alleweile nun doch Fabrikanten, so gut wie der alte Gottfried Balder, wenn unsere Frauen und Töchter es auch nicht so fein geben, wie die seinigen, und wenn sie auch noch nicht bei der stolzen Madame Balder hoffähig sind!"

„Mit der sie am hintersten Ende doch nicht tauschen werden!" setzte Klobe mit einem hämischen Blick auf das stolze Haus und den schönen Garten hinzu. „Beim Auskehren findet man erst den Schmutz; und einen Kaufmann und ein gemästetes Schwein kann man erst schätzen, wenn sie todt sind! — Die stolze Frau Commerzienräthin! Sie soll gesagt haben: heute Abend müsse ihr Haus ein Feenschloß werden! — Bah, wenn's nur nicht auch so schnell sich in 'was anderes verwandelt, wie ein Feenschloß in der Komödie!"

— „Das wollen wir dem alten Gottfried zu Liebe nicht wünschen, Klobe!“ sagte Schwend; „ist er auch unser guter Freund und Kamerad nicht mehr wie vor Zeiten, so wissen wir doch, daß er im Grunde ein braver ehrlicher Kerl ist und von all' dem thörichten Luxus nichts hat als die Sorgen!“

„Ja, das muß wahr sein,“ fiel der Gärtner ein; „auf meinen Herrn lasse ich auch nichts kommen! Der ist die gute Stunde selbst, und hat noch nicht viel Staub in die glänzenden Salons der Madame getragen. Sein Comptoir in der Fabrik und sein Hinterstübchen da drinnen, das ist seine einzige Abwechslung; und mich dünkt, er sieht oft vor Sorgen gar nicht, was um ihn her vorgeht. Aber nun, guten Abend, meine Herren! ich habe noch alle Hände voll zu thun!“

— „Guten Abend, Zirkler! also wenn ihr ändert, Alter, bei mir findet Ihr immer Euer ruhiges Plätzchen!“ rief ihm Herr Schwend nach.

„Aber wie lange wird er es noch treiben, der Balder?“ fragte Klobe und schickte sich an, seinem Begleiter zu folgen, der gemächlich weiter schritt, und den wohlgepflegten Garten Balder's mit Kennerblicken und nicht ohne Neid musterte. „Mag er auch noch so viel verdienen, so wird er doch nicht vorwärts kommen! Das Hauswesen kostet zu viel, und dann die ewigen neuen Bauten! Der Geier mag wissen, was in diese neumodischen Fabrikherren gefahren ist! Jeden Sommer neue Gebäude, neue Maschinen! Ich bin nur froh, daß ich mein Schäfchen im Trocknen und mich zur Ruhe gesetzt habe, Schwend!

Nicht wahr, diesen Baugeist hatten wir zu unserer Zeit nicht?"

— „War auch nicht nöthig, Klobe, entfernt nicht nöthig!" versetzte Schwend. „Waren andere Zeiten; wir arbeiteten nur auf Bestellung, nicht auf Lager. Der Bedarf, die Nachfrage waren größer, die Concurrenz geringer. Aber bei alledem hat der Balder doch seine Sache richtig angefangen — ihm fehlt nichts als eine sparsame Frau und ein Sohn, der ihm hülfreich zur Seite stünde; dann würde er es bald soweit bringen können, daß er mit eigenen Mitteln arbeitete. Glück und Erfolg haben ihn trotzdem seither nicht verlassen . . ."

Damit bogen beide Herrn um die Ecke, und ein jüngerer Mann in einem leichten Reisemantel und braunen breitkrämpigen Hut, der seither in ihrer Nähe gestanden, in den Balderschen Garten hineingeblickt und anscheinend unwillkürlich das Gespräch der beiden alten Herrn mit angehört hatte, sah ihnen gedankenvoll nach. — „Das hat man vom Horchen!" sagte er halblaut vor sich hin. „Beinahe könnt' ich sagen: 'Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand', denn was sie vorhin auskramten, geht ja auch mich im Grunde nahe genug an. Und wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was sie da über den alten Gottfried Balder und seine Verhältnisse sagten, so ist das wahrlich des Schlimmen beinahe schon zu viel, aber leider Bestätigung genug für meine eigenen Ahnungen." Damit warf er noch einen langen prüfenden Blick auf das schöne palastartige Landhaus mit seinem Garten, Park und Glashäusern, und schlenderte langsam und gedanken-

voll wieder der Stadt zu, welche drunten zu beiden Seiten des Flusses sich über die Thalsohle hin ausbreitete.

Der Gärtner ging mittlerweile längs der Seitenfronte des Hauses seinen Gewächshäusern zu, den zerrissenen Camellienstrauch in der Hand, und besorgte Blicke an den Himmel hinauf werfend, welche seine Besorgniß vor einer stern- und mondklaren Frostnacht genugsam ausdrückten. Schon war er am Hause vorüber, da hörte er hinter sich eine wohlklingende weibliche Stimme gedämpft rufen: „He, Thomas! bst, bst, Zirkler!“ Blitzschnell blieb er stehen und die strengen finsteren Züge des gereiften Mannes wurden plötzlich heiterer; ja sein Mund lächelte und sein Auge glänzte freundlich, als er, sich umwendend, ein junges Mädchen unter einem der Fenster des Erdgeschosses erblickte, das ihm heranwinkte.

„Ah, Sie sind es, Mamsellchen?“ sagte er herantretend; „was befehlen Sie, Mamsell Pauline?“

— „Befehlen? ich und befehlen?“ lachte das junge Mädchen; „ei, alter Zopf von leeren Phrasen! Fragen wollt' ich Sie, lieber Zirkler, ob nicht meine Papierrosen da inmitten der Guirlanden von Fichtenzweigen fast täuschend ähnlich den lebendigen Rosen gleichen? Sehen Sie nur her: mit Papieren von verschiedenen Nuancen hab' ich sogar verschiedene Sorten gemacht!“ rief sie fröhlich; „hier die große dunkelrothe, dort die blasse Theerose, dort die volle feurige Bourbonrose! Sind Sie nun zufrieden, Alter, und lassen Sie meine kleine Kunst auch etwas gelten?“

Zirkler trat jetzt neugierig dicht an das Fenster heran.

„Meiner Treu, Mamsellchen, Sie sind eine kleine Hexenmeisterin!“ sagte der Gärtner. „Der Geier mag wissen, wie Sie dies gemacht haben, aber es ist fürwahr gut gemacht. Und meiner Treu, lauter Papier!“ fuhr er staunend fort, als er es mit dem Finger befühlte; „und ein Auge haben Sie für Blumen, Mamsellchen, das ist merkwürdig! Das hier sind ganz gelungene Géants de bataille, und das ist Victor Trouillard, und jene dort Général Jacqueminot.... Ah, Kind, das haben Sie nicht aus dem Kopfe gemacht, oder es geht nicht mit rechten Dingen zu!“

— „Offen gestanden, Zirkler,“ sagte Pauline und wickelte einen Streifen Rosapapier um ihren kleinen runden Finger, um ihn zu einer Rose zu gestalten, und auf ihren Wangen leuchtete ein Roth auf, das diese treuherzigen offenen Züge gleichsam verklärte; „offen gestanden, Zirkler, ich habe die Sorten nicht aus dem Kopfe gemacht! Nein, das wäre doch für ein einfaches Landmädchen wie ich zu viel verlangt! Die Farbennuancen und den Bau der Blumen versteht ja nur ihr Gärtner! — Aber sehen Sie, Thomas, wie ich neulich drüben des Onkels Bücher abstäubte in seinem Privatzimmer, da fiel mir ein französisches Buch in die Hand mit lauter schönen wunderbar hübschen Abbildungen von Rosen. Dieß hab' ich mir geholt und darnach meine Papierblumen gemacht. Sehen Sie, hier sind die verschiedenen Nuancen von Papier, und hier ist ein Pinsel und Carmin, womit ich zuweilen nachgeholfen habe. Und glauben Sie nun nicht auch, daß uns geholfen ist?“

„Freilich, mein herziges Mamsellchen! Dank Ihnen ist mir nun geholfen! Nun brauch' ich meine eigenen getriebenen Rosenblüthen nicht abzuschneiden, und wir ersparen einige Louisd'or für diejenigen, welche wir von anderen Gärtnern hätten kaufen müssen — wenn ich nämlich darum geschrieben hätte, wie es die Madame gewollt hat!"

— „Und ich erspare Ihnen den Zank der Tante, der Ihnen nicht geschenkt worden wäre, wenn sie erfahren hätte, daß Sie nicht um die Rosen geschrieben haben!" sagte Pauline.

„Als ob ich nicht besser wüßte, Mamsellchen, daß man Ende Oktobers die Blüthen von getriebenen Rosen mit Gold aufwiegt!" sagte Zirkler mürrisch. „Und wozu auch seine getriebene Rosen? ich bitte Sie, Mamsell Pauline! Kostet denn das Fest nicht ohnedieß schon ein Sündengeld? Und wäre es nicht schon Unsinn und Frevel, die schönen Rosen so auf die Kränze zu heften, wo sie doch im Qualm und der Hitze eines solchen Ballsaals in wenigen Minuten schon schlaff und welk würden? Nein, fürwahr, solch ein verrückter Einfall...."

— „Stille, stille, lieber Mann! wenn jemand das hörte!" flüsterte Pauline und ergriff beschwichtigend seinen Arm. „Sie sollen die Tante nicht noch mehr erzürnen, denn sie ist Ihnen ohnedem gram genug. Lassen Sie uns froh sein, daß mein Einfall mit den Papierblumen nun doch alles zufrieden stellt...."

„Wenn's nur geht, Mamsellchen! Wenn die Madame nur nichts merkt, denn sonst bricht das Ge-

witter über uns beide herein, und das möchte ich Ihnen für mein Leben nicht wünschen!"

— „Oh, dafür ist gesorgt, Thomas!" sagte Pauline lebhaft. „Ich habe an Alles gedacht. Wir geben dem Tapezier die Guirlanden und Kränze von Fichtenreisern mit den Rosen erst in der letzten Viertelstunde vor dem Beginn des Balls zum Aufhängen; ferner hab ich ihn angewiesen, sie so hoch zu hängen, daß man den Unterschied nicht genau sieht, und endlich ist die Tante kurzsichtig, und heute von so viel Sorgen in Anspruch genommen, daß sie nicht Zeit haben wird, die Rosen auf ihre Echtheit zu untersuchen, und . . . wissen Sie, Thomas! das ist noch eine Art Anspruch auf Verdienst von meiner Seite! . . . . wenn alle Stränge reißen, so sagen Sie der Tante einfach: da keine von den bestellten Rosen eingetroffen und Ihre eigenen nicht genügend gewesen seien, so habe ich mich anheischig gemacht, Ihnen einen Vorrath von künstlichen zu liefern — nur damit der Wille der Tante erfüllt werde!"

„Mamsellchen, Sie sind ein Prachtmädel! Na, das muß Ihnen der Neid lassen, in diesem Köpfchen da steckt ein halber Advokat!" rief der Gärtner heiter. „Wenn Sie nicht noch im Hause wären und der alte Herr, da wär's meiner Treu nicht mehr auszuhalten mit dem hochmüthigen Weibervolk da oben . . . ."

— „Oh, stille, lieber Alter! stille!" sagte Pauline; „die Wände haben Ohren — wozu sich noch mehr Feindschaft machen? Genug, wenn man uns ungeschoren läßt! Auf Dank wollen wir ja gar nicht rechnen! Und nun lassen Sie mich, Alter, denn ich

muß mindestens noch zwei Dutzend Rosen machen, wenn es für alle Kränze und Guirlanden reichen soll!" Damit klopfte sie ihm schelmisch auf die Schulter und schloß das Fenster.

2.

„Du lieber Himmel! was man sich doch mit diesen Leuten ärgern muß!" rief Henriette Balder ganz außer sich. „Welch ein Unglück ist es doch, in einer solchen Provinzialstadt wohnen zu müssen, wo man nicht einmal einen modischen Damenschneider haben kann! Da hab' ich nun doch dieser Madame Fuchs gesagt: sie solle mir den Leib an dem Ballkleide etwas tief ausschneiden und passend machen, und nun schickt sie mir hier eine Robe, die ich absolut nicht tragen kann! Der Leib da ist um zwei Fingerbreiten zu eng! Die dumme fahrlässige Person!" Damit schleuderte Fräulein Henriette, die älteste Tochter des Fabrikherrn Balder, ein kostbares Ballkleid von bernsteinfarbigem Atlas, welches sie eben anprobirt und zu eng erfunden hatte für ihre etwas untersetzte und breite Figur, voll Unmuth mitten in das Zimmer ihrer Schwester hinein. „Aber so geht es mit den hiesigen Handwerksleuten immer! Nichts hat Chic, nichts Eleganz, und so oft mir diese Fuchs, die doch für die erste in ihrem Fach gilt, ein Kleid abliefert, ist es immer durch Abändern halb ruinirt, ehe ich es nur tragen kann. Es ist ein Jammer, daß wir Papa's Geschäften zu Liebe in diesem armseligen Provinzialneste wohnen müssen!" — „Ach, Schwesterchen, wer wird sich denn über eine solche Kleinigkeit so ärgern?" versetzte die jüngere

Schwester Ida und richtete sich von ihrem Divan auf, in dessen Kissen sie geruht und einen neuen Roman gelesen hatte. „Ich denke, Du gehst zu weit in Deinen Ansprüchen wie in Deinem Vorurtheil gegen die arme Fuchs! Sie kann doch Andere befriedigen! Sind nicht Rosa und Emmy Kammerer, welche auch bei der Fuchs arbeiten lassen, immer sehr hübsch gekleidet?"

„Allerdings!" rief Henriette; „aber gerade dies empört mich, daß sie mich so schlecht bedient, und ich wette, daß das Ballkleid von Rosamoor, wozu ich Julien Fink das Maaß nehmen sah, nicht verpfuscht werden wird. Juliens Kleiderleibe sitzen immer wie angegossen!"

— „Aber bedenke doch, Schwester, daß Julie einen ganz ausgezeichneten Wuchs hat!" wandte Ida ein. „Sie ist schlank, klein und doch dabei hübsch gerundet. Du aber bist untersetzt und wirst alle Tage korpulenter!"

„Unsinn, Ida!" versetzte Henriette unmuthig; „Julie verdankt ihre Figur nur ihrer Schneiderin und Korsettmacherin. Aber Madame Fuchs gibt sich mit Julien besondere Mühe, und mich läßt sie es entgelten, daß ich mich gelegentlich schon ungünstig über die geringe Geschicklichkeit der hiesigen Arbeitsleute geäußert habe! . . . ."

„Was auch unklug von Dir war, Schwester!" fiel ihr Ida in's Wort. „Derartige Ansichten braucht man ja nicht an die große Glocke zu hängen, denn sie erbittern nur; und dann bleibt es doch wahr, daß Julie einen ganz vortheilhaften Wuchs hat!"

— „Nein, ich behaupte sie ist hager wie ein

Stecken!“ rief Henriette rechthaberisch; „sie ist ein Skelett, ein Hutgestell; und ich möchte lieber noch zweimal so stark seyn als ich bin, denn solch ein Atom, ein Schatten wie Julie. Gottlob, daß ich noch etwas mehr bin, als Haut und Knochen! Du hast freilich eine Vorliebe für kleine hagere, schmachtende Schönheiten! Du holst Deine Begriffe von Schönheit und Deine Ansichten aus den endlosen Romanen, welche Du mit solcher Gier verschlingst, namentlich aus Deinen französischen Romanen, wo die Heldinnen lauter Milch und Mondschein und die Helden blasse interessante, schwärmerische, Jünglinge sind, wie man sie im wirklichen Leben gar nie trifft. Nach Deinen Begriffen muß Julie dann eine Schönheit ersten Ranges sein. Aber das Einzige, um was ich sie beneide, sind nur ihre Balltoiletten und ihre geschmackvollen Roben, die ihr immer wie angegossen sitzen .... Doch komm, Ida! leg' um's Himmels willen Dein Buch beiseite und probire Dein Ballkleid an! Ich möchte wissen, ob die Fuchs auch das Deinige verpfuscht hat!“

Ida stand vom Divan auf, ein hochgewachsenes schlankes Mädchen von etwa achtzehn Jahren, sehr blaß und mit träumerischen großen grauen Augen und langen blonden Locken, die ihr etwas schwärmerisches und fremdartiges gaben — „einen englischen Pli,“ auf den sie sich viel zu gute gab. Ida war das schnurgerade Gegentheil von ihrer kräftigen blühenden, dunkeläugigen Schwester, die in jeder Bewegung ein reges Temperament und eine gewisse Thatkraft verrieth, während Ida eher etwas Indolentes und weichlich Sentimentales in ihrem Wesen

hatte, zu welchem wohl auch das Kleid von blaßblauem Krepp paßte, das für sie im Nebenzimmer auf dem Sopha lag.

„Ach geh', Henriette: wozu denn diese Eile?" sagte Ida und legte ihr Buch nur ungerne auf den Gueridon. „Wozu denn diese Eile? Es ist ja kaum halb vier und der Ball beginnt erst um acht Uhr. Wozu denn schon jetzt Toilette machen? ich möchte lieber diesen Band erst zu Ende lesen. Ich bin überzeugt, mein Kleid paßt mir und das Deinige kann ja Pauline auslassen, die sich auf solche Arbeiten gut versteht! Laß mich jetzt in Ruhe, denn ich bin gerade an der interessantesten Stelle, wo Lord Rochester sich auf das einsame verfallene Schloß zurückzieht...."

— „Ums Himmels willen, erlaß mir Deinen Romankram, Ida!" rief Henriette lebhaft. „Dieses ewige Romanlesen vom Morgen bis zum Abend ist ja unerträglich, und muß Dich noch ganz krank machen. Wenn Du Dir jedoch durchaus die Augen mit dem Romanlesen verderben willst, und wenn es Dir gleichgültig ist, ob Deine Kleider passen oder nicht, so liegt mir auch nichts daran. Du wirst eben wieder einmal zu spät fertig werden, wie gewöhnlich, denn Du bist in Allem die Letzte. Ich aber werde heute eine besondere Sorgfalt auf meine Toilette verwenden, denn es liegt mir daran, auf Vetter Robert einen günstigen Eindruck zu machen. Und bedenke nur, mit wem wir es da zu thun haben, Ida! Wenn er Dich jetzt hier sähe, in dem Schlafrocke und mit den Papillotten im Nacken und den zerzausten Locken, was sollte er da von Dir denken? Er, der alle große

Hauptstädte Europa's gesehen und mit den besten Gesellschaften verkehrt hat und jetzt eben aus Italien kommt, das Auge und den Geist noch ganz voll von südlicher Schönheit!? — Mama weiß recht gut, warum sie unserem heutigen Fest diesen großartigen Zuschnitt gibt; sie will ihm zeigen, daß unsere Soireen die elegantesten, feinsten und fashionabelsten in ganz Stockheim sind!..."

„Das er gar nicht wieder erkennen wird," fiel ihr Ida in's Wort; „Du liebe Zeit, wie sich die Stadt in diesen zwölf Jahren verändert hat, seit er von hier fort ist. Und nicht wahr, Jettchen, früher hatte Robert eine besondere Vorliebe für Julie Fink!"

— „Oja, und noch mehr für ihre ältere Schwester Charlotte," erwiderte Henriette. „Aber Charlotte ist ja verheirathet und die Neigung zu Julien die damals noch ein Kind war, soll nicht wieder aufleben, denn offen gestanden, Idchen, Mama und ich haben uns vorgenommen, Robert, der vielleicht nur auf die Brautschau hieher kommt, soll keine andere Frau wählen, als aus unserer Familie, und der Plan muß gelingen, wenn wir es nur halbwegs geschickt angreifen. Robert ist eine vortreffliche Parthie: hübsch, talentvoll, umsichtig und von einem bedeutenden Vermögen. Und ich verlasse mich auf Mama, die ihn schon einzufangen wissen wird, und auch alle Anordnungen schon getroffen hat, um Robert mit diesem heutigen Fest auf das angenehmste zu überraschen. Papa war freilich dagegen und sträubte sich mit Händen und Füßen gegen die Kosten eines solchen Festes in dieser kritischen Zeit; aber er klagt ja fortwährend als ob ihm das Geld ausgehen wollte, und

Mama setzte doch am Ende ihren Willen durch, wie immer. Und wie hab' ich mich seitdem auf das Fest gefreut, und wie ärgerlich daher, daß mir die Freude verdorben wird durch das verpfuschte Kleid, das ich gar nicht mehr ansehen mag!"

„Gib Dich doch zufrieden, Henriette, und laß Paulinen rufen, daß sie den Leib ausläßt! Sie hat eine merkwürdige Geschicklichkeit in solchen Dingen," sagte Ida. „Wo sie es nur gelernt haben mag, da sie doch immer nur auf dem Lande war?"

— „Hm, ich bitte Paulinen nicht gern um etwas," sagte Henriette stolz; „ich kann die armen Verwandten nicht leiden, die uns der Vater immer in die Familie hineinschmuggelt. Aber freilich heute muß ich ihr schon gute Worte geben, wenn ich nicht haben will, daß mir die Fuchs den Leib noch einmal verdirbt. Bitte, Ida! laß Paulinen doch rufen!"

Eine Minute später erschien diese schon und fragte freundlich nach dem Anliegen der Cousinen. Die Eile, womit sie die Treppe hinaufgeeilt war, hatte ihr frisches Antlitz noch mehr geröthet, und ihr braunes Auge lachte ordentlich über die Freude, daß die stolzen Cousinen einmal ihr entgegenkamen. Sie war eine allerliebste Erscheinung, ein „Prachtmädchen," wie der alte Gärtner sie richtig bezeichnet hatte. Nicht klein und nicht groß, nicht schlank und nicht korpulent, aber mit einer reizenden Taille und einem hübschen Köpfchen, das beweglich wie das eines Finken auf dem frischen Halse saß; ihr Gesicht nicht eben schön noch gar streng regelmäßig, aber pikant und mit dem offensten herzlichsten Ausdruck; die klugen lebhaften Augen voll Schelmerei, die Stirne frei und

klar, mit einem Ausdruck von seltener Intelligenz, die Nase fein und schmal und leicht gewölbt, das Kinn spitz und mit einem Grübchen, der Mund frisch und schalkhaft, die Wangen gesund geröthet und von einem weichen Flaum bekleidet, wie die Sonnenseite eines reifen Pfirsichs. Dazu dunkle Brauen und lange seidene Wimpern und ein reiches dunkelbraunes Haar, das über der Stirne sich von Natur in hübsche krause Wellenlinien legte und das Obertheil des reizenden Köpfchens wie mit einem hübschen dunklen Rahmen einfaßte.

„Was steht zu Befehl, meine lieben Bäschen?" rief Pauline mit glockenreiner Altstimme. „Womit kann ich dienen?"

— „Zunächst, Paulinel, möcht' ich Sie bitten, mir dieses Leibchen an meinem Ballkleide abzuändern, welches mir zu eng gefertigt worden ist," sagte Henriette mit einer gewissen förmlichen Herablassung, und bequemte sich dazu, Paulinens Dienste als Kammerjungfer anzunehmen, um das verfehlte Kunststück ihrer Schneiderin noch einmal anzulegen und Paulinen die Mißstände zu zeigen, welche diese sogleich begriff. — „Und dann noch eines," setzte sie zögernd hinzu, als Pauline mit ihrer herzlichen dienstfertigen Weise sich um alle diese Einzelnheiten bekümmerte und Abhülfe versprach.

„Nun, was denn, Bäschen?" fragte Pauline.

— „Es wäre mir ehr angenehm, Pauline," erwiderte Henriette, „wenn Sie sich endlich merken wollten, daß es mir sehr unangenehm und ärgerlich klingt, daß Sie uns immer als Bäschen behandeln. Weit entfernt, leugnen zu wollen, daß sie eine entfernte

Verwandte von Papa's erster Frau sind, haben Ida und ich uns doch noch nicht zu überzeugen vermocht, daß wir mit Ihnen irgendwie in Blutsverwandtschaft stehen. Und so sehr wir daher Ihnen auch ein Asyl in unserm Elternhause gönnen, meine Liebe," fuhr sie mit erzwungener gesteigerter Artigkeit fort, „so müßte es uns doch befremden, wenn Sie noch immer geflissentlich fortfahren wollten, uns als Cousinen zu behandeln, geschweige denn als Bäschen, welcher Ausdruck eigentlich von einer choquanten Trivialität ist. Sie werden mich daher sehr verbinden, meine Liebe, wenn wir für Sie künftighin nicht mehr und nicht weniger sind, als die Fräulein Henriette und Adelheid Balder, die Ihnen übrigens ganz wohl wollen, wie Sie wissen! — Und nun nehmen Sie mein Kleid und sehen Sie, was sich daraus machen läßt, aber geben Sie Acht, daß Sie mir den Atlas nicht zerknittern und die Spitzen nicht zerreißen!"

Pauline Hain raffte das Atlaskleid auf ihren Arm zusammen, und schaute Henriette mit ihren großen ausdrucksvollen Augen an, in welchen sich die verschiedensten Gemüthsbewegungen aussprachen. Endlich blinkte eine Thräne in ihren Wimpern und sie wandte sich zum Gehen; auf der Schwelle aber kehrte sie sich noch einmal um, blickte Henrietten fest und mit einem eigenthümlichen Ausdruck in's Gesicht und sagte mit tiefer bewegter Stimme: „Schon gut, Fräulein Henriette! sein Sie versichert, daß ich Sie nie wieder Bäschen nennen oder irgendwie mir auf eine Verwandtschaft etwas zu gute thun werde, die Sie vor Anderen erröthen machen könnte. Verzeihen Sie mir überhaupt, daß ich mich seither noch

einer Verwandtschaft erinnerte, welche Sie durch Ihre Handlungsweise stets ignorirt haben, ja schon von der ersten Stunde an, wo ich als elternlose Waise eine Heimath in Ihres gütigen Herrn Vaters Hause fand. Ich werde künftighin meinen Standpunkt kennen!" Damit schritt sie rasch aus der Thür.

Ida war beschämt, Henriette starrte ihr wortlos nach.

„Welche Unverschämtheit!" sagte diese endlich mit einem geringschätzenden Lächeln; „was brauchte sie mir überhaupt hierauf zu antworten, nachdem ich sie so höflich auf ihre Fehler aufmerksam machte? Was bildet sich denn das Lärvchen ein, das betteln müßte, wenn ihr der Papa nicht ein Unterkommen gewährte?"

— „Aber liebes Jettchen, ich begreife nicht, weßhalb Du Paulinen nicht ungeschoren lassen kannst!" sagte Ida. „Du weißt sie doch immer für Dich zu gebrauchen, denn sie hat beständig für Dich zu sticken oder zu nähen. Und ich sollte meinen, Henriette, daß ihr eigentlich niemand mit Recht den Vorwurf der Zudringlichkeit machen kann. Ich wenigstens sehe sie selten genug hier oben in unseren Zimmern."

„Das wollt' ich mir auch verbeten haben," sagte Henriette kalt und richtete mit einem gewissen Selbstgefühl ihre kurze dicke Figur auf; „ich glaube mit einigem Recht verlangen zu können, daß ich mir wenigstens mein Zimmer rein erhalte von Personen, die mir nicht behagen, und ich kann nun einmal Paulinen nicht ausstehen. Abgesehen davon, daß mir alle armen Verwandten, welche sich immer wie Kletten an uns anhängen, seit sie des Vaters allzu

große Gutmüthigkeit in diesem Stücke kennen, zuwider sind, bin ich Paulinen schon deßwegen gram, weil ihr Gesichtchen sogleich Aller Augen auf sich zieht. Mögen wir Herren oder Damen in unserm Salon sehen, so darf sie nur eintreten, um zu serviren, und sogleich ist von nichts andrem mehr die Rede, als von diesen 'frischen Wangen', diesem 'reizenden naiven Gesichtchen', dieser 'heitern kindlichen Physiognomie', und wie die tausenderlei gewürzten Lobeserhebungen alle heißen, die wir dann zu hören bekommen, und die uns gewissermaßen überzeugen, daß wir eigentlich nur die Folie für dieses — Bauernmädchen bilden!"

— „Henriette, Du gehst doch wahrlich zu weit!" versetzte Ida mit schmachtender Empfindsamkeit; „Pauline ist eine arme, heimathlose, verlassene Waise. Ihr Bißchen Jugendfrische und heitere Laune sind ihr einziges Vermögen und Glück. Du solltest sie darum nicht zur Aschenbrödel machen wollen! Wer weiß, ob nicht Zeiten kommen, wo sie auf uns herabsehen kann?"

„Viel Glück dazu!" meinte Henriette mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Ich werde das Gänschen wahrlich nicht um diejenigen Parthieen beneiden, welche sie mit ihrem glatten Lärvchen machen kann. Das Märchen von der Aschenbrödel ist in unseren Tagen außer Kurs, mein romantisches Schwesterchen, und Deine letzte Aeußerung schmeckt sehr darnach, als ob Deiner humanen Freundlichkeit und Deiner philanthropischen Milde gegen Paulinen eine starke Dosis Berechnung beigemischt wäre!"

— „Henriette! . . ." sagte Ida halb empfindlich;

„Du kannst so hart, so bitter sein! Du legst es darauf an, härter zu erscheinen als Du bist, denn ich bin überzeugt, Du würdest Dich doch selber freuen, wenn Pauline eine gute Parthie machte!“

„Glaubst Du, Ida?“ versetzte Henriette und warf stolz den Mund auf; „Du suchst allerdings ein gewisses Verdienst darin, großmüthig und edelherzig zu erscheinen, weil Du ganz von Deinen Roman-Ideen erfüllt bist. Ich glaube, die Heldinnen der Romane sind immer arme, unglückliche junge Mädchen, die nach unzähligen Verfolgungen und Kümmernissen reiche edle Männer heirathen. Das schwebt Dir vor, und Du würdest am Ende selbst die Hand dazu bieten, Paulinen zu einer guten Parthie zu verhelfen, nicht wahr? — Jenun, mein Standpunkt ist ein ganz anderer. Eine Heirath mit einem Gewerbsmann, einem Fabrikaufseher, ja sogar einem der Buchhalter Papa's würd' ich Paulinen nicht mißgönnen; aber aus unseren Kreisen hier oben werde ich sie fern halten. War ich nicht gleich von Anbeginn dagegen, daß sie im Hause bleibe? Bat ich nicht Papa, er soll Paulinen nach Friedrichsfeld schicken und zu einer Gouvernante ausbilden lassen, wenn er ja absolut die Rolle der Vorsehung bei seinen armen Verwandten spielen wolle? Aber da kamst Du mir in die Quere und batest für Paulinen, und dem Papa selbst war damit gedient, denn er hatte einen Narren an dem Mädchen gefressen, und die kleine Katze hat sich auch seither so ganz in Papa's Gunst einzuschmeicheln gewußt, daß er, wenigstens in diesem einzigen Stücke, seinen eigenen Willen durchsetzt und sie im Hause behält. Deshalb

können wir sie leider Gottes nicht ganz aus dem Wege halten und müssen dulden, daß sie bei Gesellschaften aufwartet . . . ."

— „Wo sie sich übrigens niemals vordrängt," wandte Ida ein.

„Einerlei! schon ihre Anwesenheit genügt, um uns zu schaden!" sagte Henriette kalt. „Hast Du denn noch nie bemerkt, Schwester, daß Pauline hübsch ist, hübscher als wir beide — und daß sie es weiß? Erst neulich fragte mich der junge Bondörfer, wer denn das allerliebste Mädchen sei, das Morgens auf unserm Balkon die Blumen begossen habe; und ich mußte eine Geschichte erfinden von einem armen Mädchen, dem unser Papa ein Obdach in unserm Hause gegeben habe. Wenn es aber so fortgeht, so werden die jungen Herren aus der Stadt bald ihr Fensterparaden machen und nur ihretwegen unsern Salon besuchen. Der junge Moritz Müller hat ja schon Verse auf ihre Augen gemacht, die im Intelligenzblatte gestanden haben sollen!"

— „Wirklich? Ei, das ist ja fürwahr romantisch!" sagte Ida schmachtend. „Jenun, wenn die jungen Männer sich für Paulinen interessiren wollen, liebe Henriette, so können wir beide es ihnen doch nicht verwehren oder sie daran verhindern. Mir gefällt das allerliebst, denn gerade in diesem Roman hier heirathet auch eine arme Gouvernante, die Tochter eines armen Landpfarrers, den reichen Lord Rochester, während die vornehme, reiche, stolze Gräfin Clara Ormond . . ."

„Um's Himmels willen, Ida, laß mich mit Deinen verrückten Romangeschichten in Ruhe!" fiel ihr

Henriette unwillig in's Wort. „Ich glaube, wenn Robert, den wir heute noch erwarten, es sich in den Kopf setzte, sich in dieses Landmädchen zu verlieben, Du würdest ihm aus lauter Romantik noch die Hand dazu bieten und Dich gar darüber freuen!“

— „Und warum nicht, Henriette? Ich bin Fatalistin, Schwesterchen; ich glaube felsenfest, daß unser Schicksal droben über den Sternen im Voraus bestimmt wird, und daß es nicht in der Macht der Sterblichen liegt, etwas daran zu ändern,“ erwiderte Ida schmachtend und gedehnt und wickelte eine ihrer langen Locken um den feinen Finger. „Wenn es also im Rathe des Schicksals beschlossen ist, daß Vetter Robert Paulinen bewundre, so kann ich nichts daran ändern und ergebe mich geduldig darein, obschon ich gestehe, daß ich ihn Dir lieber gönnen würde, Henriette, weil ich weiß, daß es ein Lieblingsgedanke der Mama ist, ihn zum Schwiegersohne zu haben, und weil Du wirklich auch ganz trefflich für ihn passen würdest!“

„Sehr verbunden, meine Liebe, für dieses Wohlwollen gegen mich!“ sagte Henriette spöttisch. „Ich bin dagegen keine Fatalistin, sondern ein einfaches, praktisches Mädchen, das recht gut weiß was es will, und das seinen Willen durchzusetzen versteht, und ich sage Dir, daß ich meinen Kopf darauf gesetzt habe, den Vetter Robert zu heirathen, — daß ich den Anstoß zu dieser Soiree gegeben habe, womit ich dem Vetter eine Ehre bereiten will, und daß ich mir wahrlich alle diese Mühe nicht gegeben haben würde, wenn ich so thöricht wäre, eine solch' gute Parthie wie Robert durch die Finger schlüpfen zu lassen! Ich bin daher meines Erfolgs schon ganz sicher!“

— „Das glaub' ich, Schwester, und gönne Dir's von Herzen!“ sagte Ida; „was eine Frau will, das will ja auch der liebe Gott! sagt ein französisches Sprüchwort. — Und doch befremdet es mich, Liebe, wie Du solch' ernste Geschäfte, von denen Dein ganzes zukünftiges Lebensglück abhängt, so keck und entschlossen und kaltblütig entwerfen und ausdenken kannst. Mir ist der Gedanke, daß ich die Liebe eines Mannes missen sollte, nur um die Vortheile des Reichthums und einer geachteten Lebensstellung einzutauschen, geradezu peinlich. Ich wäre außer Stande, einen solchen Kompromiß zwischen Herz und Verstand einzugehen! Nur dann, wenn ich ein wahlverwandtes reiches Gemüth und einen reichen Geist in einem Manne gepaart fände mit edler männlicher Schönheit, könnte ich mein Herz und meine Hand mit Begeisterung vergeben!“

„Wahlverwandte Seelen!“ lachte Henriette spöttisch. „O kleine unpraktische Träumerin, man sollte nicht glauben, daß Du Deiner Mutter leibliche Tochter bist. Reiches Gemüth und reicher Geist! Bah, das sind Phrasen, liebe Ida! Meinen Anforderungen an einen Gatten kann nur derjenige Mann entsprechen, der im Stande ist, ein angesehenes Haus zu machen, und mir alle Behaglichkeiten von Reichthum und Wohlleben zu verschaffen, ein Mann, der mir in allen Stücken willig folgt und seinen Willen nie über den meinigen setzt! Ob er dann jung oder alt, schön oder häßlich ist, gilt mir ganz gleich; denn was 'männliche Schönheit' anlangt, so kann ich Dir sagen, meine kleine Romanheldin, daß in der ganzen weiten Welt das Gold das beste Lebens-

elexir ist, um sich jung und schön zu erhalten! — Liebe in einer Hütte, Idchen, und Armuth mit Wassersuppe und Liebe, ländliche Einfachheit und stilles Glück, — das sind Phrasen und Jugend-Thorheiten, die man in reiferen Jahren doch nur bitter bereuen würde. Und ehe Du solchem Wahn Dich hingäbest, mein liebes Kind, wäre Dir besser, Du heirathetest Papa's letzten Commis — auch solch einen entfernten armen Vetter vom Lande, der in diesen Tagen hier eintreffen soll, um bei uns sein Glück zu machen. Da wäre doch wenigstens noch ein Bißchen Vernunft bei der Romantik, denn Ihr könntet dann drüben im alten Gartenpavillon wohnen, hättet einen Garten, einen Springbrunnen, ein Mooshüttchen und eine Fliederlaube, um darin Abends zu kosen und Mittags Siesta zu halten, und es wäre ein köstliches Intermezzo, wenn ihr dann eines Mittags mit einem Hornissenstich auf der Nasenspitze erwachen würdet!"

— „Ach geh', Jettchen, nun wirst Du wieder bitter und sarkastisch!" versetzte Ida, die nun erst merkte, daß die Schwester sie neckte. — „Laß mich doch mit dem neuen Commis und Vetter in Ruhe, der ein ganz braver Mensch sein mag, denn Du weißst ja, daß auch unser Papa einst nur ein armer Junge vom Lande war und ein armer Commis. Und Du solltest mich mit diesem Vetter schon gar nicht necken, liebe Henriette," fuhr sie beinahe bittend fort und dämpfte ihre Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern, „seit ich Dir mein Herzensgeheimniß halb und halb anvertraut habe! Denke Dir, ich sah den wunderschönen fremden Herrn, der mich

neulich im Konzert so sehr interessirte und keinen Blick von mir verwandte, heute schon zweimal unter unsern Fenstern vorüber und dem Garten entlang gehen. Das eine Mal war ich gerade auf dem Balkon, da blieb er stehen, betrachtete unsere Blumen und warf dann einen langen, schmachtenden, seelenvollen Blick zu mir herauf, der dem meinigen gerade begegnete ...."

„Unter dem Einfluß einer vom Himmel gesandten Schickung, natürlich?" fiel ihr Henriette in's Wort, konnte aber doch ein gewisses Interesse an den Mittheilungen der Schwester nicht verhehlen.

— „Und warum sollte es keine Schickung von oben sein, Jettchen?" fragte Ida ernst. „War es nicht in hohem Grade auffallend, daß er schon in dem Konzert, wo es doch nicht an schönen reichen Mädchen fehlte, die mir an äußeren Vorzügen weit überlegen sind, nur mir seine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete und mich keinen Moment aus den Augen ließ?"

„Nun ja, es mag eine Schickung sein, Kind; aber was geschah weiter?" drängte Henriette.

— „Denke Dir, Schwesterchen! als unsere Augen sich so in einem langen, freundlichen, seelenvollen Blicke begegneten, da grüßte er mich herauf mit einer solchen Grazie und Verbindlichkeit, mit einer so ausgezeichneten Höflichkeit, daß ich über und über erröthete und es mich wie ein elektrischer Schlag durchbebte ...."

„Nun? und dann?"

— „Dann wandte er sich an Alfred Dönning,

der neben ihm stand und schien eine Frage an diesen zu richten ...."

„An Alfred Dönning?" rief Henriette überrascht; „ist er ein Freund vom jungen Dönning, so ist er jedenfalls nicht weit her, — vielleicht ein Abenteurer, ein Spieler, in irgend einem Bade aufgelesen! Dönning ist ein Windbeutel, und seine Freunde sind selten etwas besseres!"

— „Nicht doch, Henriette! Alfred Dönning hat ja in den besten Häusern Zutritt, seit sein Onkel starb und ihm sein ganzes Vermögen hinterließ," erwiderte Ida überrascht.

„Nun ja, man ist ihm aus Rücksicht für sein Vermögen anfangs entgegengekommen, liebes Kind; allein wenn er es so forttreibt, so soll er bald mit seinem Erbe fertig sein und wird dann wieder ausgeschlossen werden. Papa sagt, er sei ein unverbesserlicher Spieler. Und Dein interessanter Fremder war in seiner Gesellschaft?"

— „Allerdings, Jettchen, er ging mit Alfred Dönning, aber nur so wie jemand, der sich von einem Andern die Stadt oder Gegend zeigen läßt, in welcher er fremd ist," entgegnete Ida bewegt und mit einem gewissen warmen Eifer, um ihren 'Unbekannten' zu entlasten. „Ich bin ganz überzeugt, daß der interessante Fremde nicht zu Alfred Dönning's näheren Freunden gehört. Er sieht so bleich aus und so ernst, — es ist als ob er einen geheimen Kummer in sich trüge — und dabei hat er etwas so Edles, Vornehmes, Distinguirtes an sich. Ich bin überzeugt, daß er ein Ausländer von Stande sein muß. — Und als ich schnell in den Salon zu-

rücktrat, weil ich über mein eigenes Erröthen und seinen Gruß so verwirrt war, und nur durch die Vorhänge nach ihm hinunter zu sehen wagte, da sah ich beide weiter gehen, und wähnte zu hören, wie Alfred Dönning zu ihm sagte: 'Es ist heute Abend großer Ball in jenem Hause, Herr v. Damiani, und da ich selbst eine Einladung dazu erhalten habe, werde ich mir das Vergnügen machen, Sie daselbst einzuführen!' — Du magst nun selbst sehen, ob ich es nicht als eine Schickung betrachten darf, daß ich ihm heute Abend begegnen soll! Mir ahnt wenigstens in meinem Herzen, daß es keine gewöhnliche Begegnung sein wird!" setzte Ida mit einem Seufzer und mit einem leichten Erröthen und gesenktem Blicke hinzu.

Henriette lachte laut und äußerte spöttisch: „Fürwahr, ich muß sagen, für ein Mädchen, das in einigen Stunden dem Wendepunkt seines Lebens entgegensieht, bist Du merkwürdig gefaßt und kaltblütig! Warum aber, wenn Du doch heute Abend einen gewissen bleibenden Eindruck auf diesen Herrn v. Damiani zu machen wünschest, denkst Du noch nicht an Deine Toilette? Ist es da nicht doppelt angezeigt, Dich auf's beste herauszuputzen? Er kann doch glauben, daß Du ihn erwartest, nachdem Du die vielleicht absichtlich laute Aeußerung von Alfred Dönning vernommen...."

Der Eintritt der Mutter, der Kommerzienräthin Balder, machte der Unterredung der beiden Mädchen ein Ende. „Kommt, Kinder, sputet euch!" rief sie; „der Friseur ist da, den ich eigens für euch aus der Residenz habe kommen lassen, daß er euch coiffire. Du, Jettchen, trägst heute Abend breite griechische

Scheitel, die Zöpfe über der Stirne um den Kopf geschlungen und das goldene Stirnband mit den Brillanten! Dich, liebes Idchen, werden die langen englischen Locken am besten kleiden, denn sie passen ganz zu Deinem Style von nachdenklicher ruhiger Schönheit. Ihr sollt mir heute Abend Effekt machen, Kinder!" setzte sie zuversichtlich hinzu und betrachtete mit mütterlichem Stolze ihre beiden ältesten Töchter; „ich wünsche, daß ihr alle anderen jungen Damen der Stadt überstrahlet! Ihr sollt gleichsam die Mittelpunkte sein, zu denen Roberts Blicke immer zurückkehren müssen, wenn er sich unter den anderen umgesehen hat. Aber nun kommt, Kinder! Laßt Herrn Seuvin nicht zu lange warten."

Und während Henriette und ihre jüngere Schwester die Häupter unter die kunstreiche Hand des Friseurs beugten, durchwandelte die Kommerzienräthin noch einmal ihr Haus und musterte die getroffenen Anordnungen zu dem Feste. Hier wo es galt, dem Gesinde und den Handwerkern zu imponiren, legten sich ihre Züge wieder in eherne strenge Falten, und sie war ganz die stolze, herrschgewohnte, reiche Frau, die von ihrer eigenen Bedeutung und ihrem Werthe mehr als erfüllt ist, — ganz dieselbe Emporkömmlingin, für die sie in der ganzen Stadt galt. Auch heute war sie wieder mit gar nichts zu befriedigen. Nirgends war ihr genug Glanz und Pracht, überall hatte sie noch zu tadeln, zu verbessern, und der alte Gärtner, welcher gerade mit Kränzen beladen die Hintertreppe heraufkam, warf seine Gewinde von Fichtenreisern nur in einen Heizwinkel und schlich sich wieder hinab, als er ihre tiefe

Stimme drinnen in den Sälen herrschen und tadeln hörte. „Wir wollen warten, bis sie aus dem Wege ist!“ flüsterte er drunten Paulinen zu, welche in der Wirthschaftsstube die papiernen Rosen auf die Guirlanden und Kränze nähte. „Der Drache ist los und da thun wir am besten, ihm auszuweichen!“

„Ah, pfui doch, Thomas, so über die Tante zu sprechen!“ sagte Pauline mißfällig. „Sie thun mir wirklich weh mit solchen Ausdrücken. Wir essen ja beide das Brod dieser Frau, und wir sind auch nicht ohne Fehler.“

3.

Die Kommerzienräthin war eben mit ihrem Rundgang fertig und hatte noch die Verzierungen der Hausflur im Erdgeschosse und der großen Treppe gemustert, als durch den dämmernden nebeligen Abend eine hohe, etwas vorübergebeugte Männergestalt in's Haus trat.

„Ah, Du bist es, Balder?“ rief sie ihm zu, den sie jetzt, wo er auf die gaserleuchtete Rotunde am Fuße der Treppe heraustrat, für ihren Gatten erkannte, den großen Fabrikherrn. „Was bringst Du, Gottfried? ist Robert angekommen?“

— „Noch nicht — er wird vermuthlich erst mit dem Abendzug eintreffen. — Eine Lampe auf mein Zimmer, Stephan!“ wandte er sich an den Diener.

„Sogleich, Herr Kommerzienrath!“

— „Wie, Balder, Du willst nicht heraufkommen, und Dich umkleiden?“ fragte Frau Balder, einigermaßen überrascht von dem ernsten, ja beinahe traurigen Ausdruck seines Gesichts und dem tiefen be-

wegten Ton seiner Stimme, und folgte ihm den Gang neben der Treppe entlang bis in sein Privatzimmer, das nach dem Garten hinausging. „Ist dies die festliche Miene, mit welcher Du Deinen Neffen empfangen willst?“ fragte sie mit einem kalten vorwurfsvollen Blick, als der Diener die Lampe auf den Consoletisch gestellt und sich wieder entfernt hatte.

„Mir ist nicht festlich zu Muthe, Albertine,“ entgegnete der Kommerzienrath, nachdem er ein Päckchen Briefe aus der Tasche seines Ueberrocks genommen und diesen abgelegt hatte, und stellte sich mit dem Rücken an den wärmespendenden Porzellanofen. Und wie er so dastand, gesenkten Hauptes, die Blicke starr auf den Lichtkreis gerichtet, welchen die Lampe auf die bunten Blumen und Arabesken des Fußteppichs warf, ein bleicher, hagerer Mann, früh gealtert und mit Sorgen-gefurchtem Gesicht und spärlichem grauem Haar, da erschien er minder heimisch in diesem eleganten Zimmer, als in seinem Comptoir drunten auf der Fabrik, wo er dreißig Jahre lang rastlos und mit Aufgebot aller Kräfte gearbeitet hatte, um der bedeutendste Fabrikherr der Provinz zu werden; — ja, da schien es sogar, als ob alle Größe und aller Gewinn, alles Ansehen und alle äußere Bedeutung doch diesem Manne den inneren Frieden und die Ruhe nicht hätten geben können, welche einem Manne seines Alters, so den Sechszigen nahe, nach solch angestrengter Arbeit von Rechts wegen zukäme.

Das hartnäckige Schweigen ihres Gatten und sein stierer Blick, seine besorgte Miene übten einen tiefern Eindruck auf seine Frau, als die beredtesten Vorstel-

lungen gethan haben würden, die er ihr über eine Geldverschwendung hätte machen können, worüber ihr Gewissen in ruhigeren Momenten nicht ganz ruhig war. „Was hast Du, Gottfried?“ fragte sie; „warum gerade heute so düster, wo ich Dich fröhlich gewünscht hätte, um Robert, Deinem Neffen, einen herzlichen Empfang zu bereiten?

„Laß mich sein, wie ich bin, Albertine! Die Zeit ist nicht dazu angethan, zu lachen und zu scherzen, wenn jeder Tag neue Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten schafft, wenn jede neue Zeitung aus Amerika Nachrichten bringt, welche den Einsichtsvollen ahnen lassen, daß die Krisis, die sich auf dem Geld- und Weltmarkte vorbereitet, zu riesigen Verhältnissen anwachsen muß! — Ihr thörichten, leichtsinnigen, einsichtslosen Weiber könnt allerdings noch tanzen und lächeln, selbst wenn ihr wißt, daß euch nur ein schwankes dünnes Brett vom Abgrunde trennt!“

— „Bah, das sind wieder die alten krankhaften Visionen, Gottfried!“ sagte die Kommerzienräthin kalt. „Dein Unterleib ist wieder in Unordnung, Balder! Du mußst wieder Rakoczi trinken. Aber zwinge Dich, wenigstens heute etwas heiterer zu sein! Was muß denn Robert, was müssen unsere Gäste denken, wenn sie Dich mit solchem Jammergesichte sehen?“

„Robert ist Kaufmann genug, um zu begreifen, daß ich dermalen nicht auf Rosen gebettet bin, Albertine,“ versetzte ihr Gatte düster; „er wird ahnen, was mich ernst und sorgenvoll macht. Der Junge müßte kein Balder sein, wenn er nicht ein tüchtiger Geschäftsmann wäre, und er ist sicher nicht aus der Art geschlagen. Und was Deine Gäste anbelangt

Albertine, so sind sie mir alle zusammen zu gleichgiltig, dieses Pack von Schmarotzern und aufgeblasenen Weibern und verzogenen Töchtern, als daß ich mir ihretwegen auch nur eine halbe Stunde lang Zwang anthun und aus meinem Gemüth eine Komödie machen sollte, wenn sich mir die bängsten Befürchtungen mit unausweichbarer verhängnißvoller Hartnäckigkeit durch die Seele wälzen und mich fast erdrücken!"

— „Ich werde zum Arzte schicken, Gottfried, Du bist krank! . . ."

„Ja, krank am Herzen und am Willen, halbverrückt vor Sorgen," murmelte Balder, und wandte sich ab. Ich habe heute Abend fünfzig Arbeiter entlassen müssen — es war ein Jammer auf der Fabrik, daß mir die Ohren davon gellen! Es waren Verheirathete darunter, und der Winter ist vor der Thüre! Und wie bitter muß den Leuten erst die Armuth werden, wenn sie heute Abend die Fronte und die Fenster dieses Hauses im hellsten Kerzenschein über das Thal hin werden leuchten sehen, wenn der Nachtwind ihnen die fröhliche Tanzmusik hinüberträgt in die Vorstadt, und wenn sie ahnen, daß ich mit dem Gelde, was dieses Fest mich kosten muß, sie noch einen Monat länger hätte beschäftigen können! — Albertine, die Verwünschungen, welche heute Nacht über mich ausgestoßen werden dürften, kommen zum Theil über Dein Haupt!"

— „Mich berühren sie nicht, und wenn sie so laut schrieen, daß sie unsere Tanzmusik übertönten," erwiderte Frau Balder kalt; „unser Ball ist allerdings

theuer, allein der Zweck, den ich dabei im Auge habe, Roberts und unserer Kinder Zukunft..."

„Und Deine ungemessene Eitelkeit und Prunkliebe, Albertine," fiel ihr Gatte ihr düster in's Wort. „Ich fürchte, Du irrst Dich in Robert gewaltig, und er billigt so wenig als ich den ungemessenen unsinnigen Aufwand, welchen Du und Deine Töchter machen! Er ist Kaufmann und eines Kaufmanns Sohn; er kennt den Werth des Geldes besser als Du wähnst. Er wird mich verdammen und meine lächerliche Schwäche, daß ich in solche tolle Verschwendung willigte, und er hat Recht — ich verdiene den herbsten Tadel über meine Nachgiebigkeit; aber was soll ich thun, um mir Ruhe zu schaffen, jene Ruhe, die ich zu meinen Unternehmungen bedarf? — Von Dir jedoch, Albertine, ist es unverantwortlich, daß Du mit meiner Ehre und mit meinem Kredit so frevelhaft spielst, und um Deines zügellosen Ehrgeizes willen...."

— „Schweig', Balder!" fiel ihm seine Gattin herb in die Rede; „Du hast allein alle Schuld. Früher hast Du mich verwöhnt — ich mußte Aufwand machen, um Dir Kredit zu schaffen; ich that es und kann folgerichtig nicht wieder abbrechen und zurückgehen, zumal nicht jetzt, wo wir zwei Töchter zu verheirathen haben. Warum hast Du meinen Rath nicht befolgt? Vor zehn Jahren verlangte ich, Du sollest einen Theil Deines Kapitals aus dem Geschäfte ziehen, das Gut Sommerau dafür kaufen und auf mich und die Kinder einschreiben lassen, anstatt von Jahr zu Jahr neue Gebäude zu errichten, neue Maschinen anzuschaffen und die Fabriken und damit das

Risiko zu vergrößern... Wenn nun Deine Berechnungen fehlschlagen, und wenn ich den letzten Wurf thue, um wenigstens unsere beiden ältesten Töchter zu versorgen, so ist mein Gewissen um so ruhiger, als ich ja damals wirklich Recht hatte, wo ich meinen Willen wegen Sommerau durchsetzen wollte.... ein ganz praktischer Plan, welcher nur an Deinem Eigensinn, Deiner Kurzsichtigkeit und Verblendung scheiterte, aber Dir je länger desto mehr als gerechter Vorwurf auf der Seele brennen wird. Wie viel ruhiger könntest Du nun sein, wenn unsere Zukunft durch den Besitz eines Ritterguts gesichert wäre!..."

Eine Pause entstand; der Vorwurf mochte etwas gegründet sein und dem Fabrikherrn zu Herzen gehen; aber das heutige Fest, das so seltsam und verhängnißvoll mit der Entlassung der Arbeiter zusammenfiel, schien den Geist des Mannes ausschließlich zu beschäftigen. „Ich rede nicht von vergangenen Dingen," sprach er dumpf; „es handelt sich nur um die Gegenwart — dieses Fest ist ein ganz nutzloses, eine rein muthwillige Ausgabe. Irgend ein Zufall kann Robert unterwegs aufgehalten haben, und er kommt gar nicht, und dann sind nicht nur Deine Erwartungen vereitelt, Albertine, sondern meine Feinde und Neider haben einen gegründeten Vorwurf mehr gegen mich in Händen, wenn...."

„Kein Wenn und kein Aber, Balder!" unterbrach ihn die Kommerzienräthin, um ihn das gräßliche Wort nicht aussprechen zu lassen, vor welchem ihr selbst graute. „Wenn Robert heute Abend nicht ankommt, von irgend einem Hinderniß aufgehalten, so sind wir außer aller Schuld; aber es wäre ärgerlich, wenn

wir uns mit diesem Ball vergebliche Mühe und Kosten gemacht hätten, um ihn zu bewillkommnen!"

— „Rieth ich nicht, die Soiree noch um einige Tage hinauszuschieben, wenn sie je so unerläßlich war, wie Du sagtest?...."

„Ja, damit Du Zeit gewannst, sie ganz zu vereiteln — abgeneigt wie Du warst gegen mein ganzes Vorhaben," sagte die Kommerzienräthin. „Aber genug davon! Die Sache ist nun einmal so, und zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden! — Aber was für ein Brief ist das, den Du eben öffnest? Neue schlimme Nachrichten?"

— „Nein, nur ein Brief von meinem Bruder. Christian schreibt mir, sein Sohn Rudolf, den ich als zweiten Buchhalter in's Geschäft nehmen will, — weil ich in solchen Zeiten nur zuverlässige und discrete Leute um mich haben muß, wo jede Indiscretion meinen Ruin herbeiführen kann," setzte er wie eine mildernde Entschuldigung hinzu, denn er wußte, daß er seiner Frau eine sehr unangenehme Mittheilung mache; „Christian schreibt mir also, daß Rudolf heute Abend eintreffen wird, und ich wollte Dir nur sagen, Albertine, daß wenn der junge Mensch noch nicht da ist... er jedenfalls noch heute kommen und bei uns hier absteigen wird...."

„Hier? bei uns? und gerade heute, an unserm Gesellschafts-Abend?..." sagte die Kommerzienräthin und ihr Gesicht erglühte vor Entrüstung.

„Als ob Rudolf und sein Vater dies hätten errathen können?" versetzte Balder trocken. „Uebrigens kommt er vielleicht erst spät an und wird eure Freude nicht stören, woran jedoch auch nichts läge, denn ich

denke, mein Geschäft geht vor eurem Vergnügen, und ich werde den Jungen schon hier unten beschäftigen. Du wirst also die Güte haben, einstweilen ein Zimmer für ihn herrichten zu lassen, daß er ein Unterkommen findet, wenn er eintrifft!"

„Aber wir haben alle Gastzimmer voll, Gottfried! ich weiß ihn nicht mehr unterzubringen," sagte Frau Balder kalt und entschieden. „Das beste Gastzimmer haben wir natürlich für Robert gerüstet, und in den beiden andern übernachten die Fräulein von Seewald mit ihrer Mama und die junge Gräfin Spaneck, denen wir doch nicht zumuthen können, bei solchem Wetter nach dem Balle zwei Meilen weit auf ihr Gut zurückzufahren. Also wird es wohl das gerathenste sein, wenn ich im Englischem Hofe ein Zimmer für den neuen Vetter vom Lande bestelle.."

— „Nichts da! was fällt Dir ein? meines leibhaftigen Bruders Sohn sollte im Gasthof einquartiert werden, während wir hier landfremde Personen beherbergen, die keinen andern Anspruch an unsere Gastfreundschaft haben, als die Befriedigung Deiner Eitelkeit, einige adelige Damen auf eurem Balle zu sehen! Ich sage, Albertine, der Neffe wird hier Aufnahme finden!"

„Dann sorge Du für ihn — ich weiß nicht Rath zu schaffen! Ich habe noch so viel zu sorgen und zu ordnen, daß ich kaum weiß wo mir der Kopf steht, und mich nicht um das Unterkommen eines solchen täppischen Bauernburschen bekümmern kann!"

— „Bauernburschen? täppisch?" wiederholte Herr Balder und die Galle ward ihm warm, so daß er seiner Frau einen Blick voll Entrüstung zuwarf; da

sie aber denselben mit der kältesten Gleichgiltigkeit erwiderte, so begnügte sich Herr Balder am Ende mit einem Seufzer und stummen Kopfschütteln, und sagte: „Nun denn — auch gut! Wir wollen einmal sehen, wer seinen Willen durchsetzt! Ich werde mich an Paulinen wenden, damit Du und Deine vornehmen Töchter nicht von dem Bauernburschen behelligt werden!" Damit eilte er hinaus.

Die Kommerzienräthin sah ihm erstaunt nach. „Bah, es lohnt nicht der Mühe, sich darüber zu ärgern. Wenn nur Robert gewiß kommt, was liegt dann an dem Andern?!" Und so rauschte sie ebenfalls aus dem Zimmer und ging zu ihren Töchtern hinauf, um diesen die unholde Kunde zu bringen.

„Das sind erbauliche Nachrichten!" rief Henriette ärgerlich; „es ist doch abscheulich, daß uns jede Freude in's Wasser fallen muß. Nicht genug, daß Robert nicht zu kommen scheint, für den wir uns so sehr angestrengt haben, so muß uns Papa's Schwäche für seine Verwandten auch noch diesen Bauernburschen da auf den Nacken hetzen! Natürlich wird ihn Papa nun schon uns zum Trotz in die Gesellschaft einführen, und er wird nicht so viel Takt haben, entweder wegzubleiben oder sich wenigstens nicht für unsern Verwandten auszugeben. Mama, was ist da zu machen?"

Die Kommerzienräthin zuckte die Achseln. „Papa ist heute Abend so gereizt, Kinder! ich kann es nicht umgehen, diesen Rudolf hier aufzunehmen, aber wir geben ihm ein Dachstübchen..."

„Und Du sagst Stephan, er solle ihm bedeuten, daß er auf seinem Zimmer bleiben möge, da Du ihn

heute Abend nicht empfangen könntest! Nicht wahr, Mama?" fiel Henriette ein.

— „Nein, nicht so, Mama," bat Adelheid; „wir führen ihn lieber hier ein uud bitten einen unserer älteren Herren, ihn zu beschäftigen."

„Wir haben keine älteren Herren eingeladen, denen wir ihn anvertrauen könnten," sagte Henriette schnippisch. „Die alten Herren, welche der Vetter vom Lande heute hier trifft, sind lauter Männer, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, diesen täppischen Vetter mit Champagner betrunken zu machen und ihn dann plaudern zu lassen — ihm 'die Würmer aus der Nase zu ziehen', wie sie es nennen — und dann morgen gleich alles weiter zu erzählen, damit die ganze Stadt auf unsere Kosten lache. Es ist abscheulich von Papa, daß er uns dies angethan hat," setzte sie ärgerlich hinzu, so daß ihr die Thränen in die Augen traten; „aber ich bin dafür, daß dieser Vetter vom Lande nicht in die Beletage herabkomme."

— „Sei ganz ruhig, meine Liebe!" erwiderte die Kommerzienräthin mit eisiger Gelassenheit. „Ich werde meine Maßregeln schon nehmen. Wenn euer Vater darauf besteht, seine ganze Sippschaft vom Dorfe hier einzunisten und ihnen Unterkunft zu geben, so werde ich gewiß dafür sorgen, daß sie der Familie keine Schande machen. Ich werde Papa schon den Kopf zurecht setzen. Aber nun ärgert euch nicht mehr, meine Kinder, sondern sputet euch, daß ihr mit dem Ankleiden fertig werdet."

4.

Der Glockenschlag verkündete acht Uhr, als der Zug vom Norden her in den Bahnhof herein fuhr und einen Strom von Reisenden ausspie, ehe er weiter fuhr. Unter den Ankömmlingen war auch ein junger Mann von ungefähr sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, groß, hübsch, von ausländischem Aussehen, dessen Kleidung nach Schnitt und Farbe englische Mode verrieth. Dieser hatte nicht sobald sein Gepäck in Empfang genommen und einem der Schaffner übergeben, als er nach einer Droschke rief und dem Kutscher derselben befahl, ihn nach der Behausung des Kommerzienraths Balder zu bringen. Kaum aber hatte er den Namen desselben genannt, so eilte ein Lakai in Livree herbei und fragte beeifert: „Um Vergebung, mein Herr, sind Sie vielleicht Herr Balder?“

„Zu dienen, so heiße ich!“

— „Nun denn, so läßt die Frau Kommerzienräthin Sie höflichst bitten, sich ihres Wagens zu bedienen, welcher dort steht. Die gnädige Frau gibt heute Abend eine Soiree, zu welcher Sie erwartet werden, Herr Balder, sonst hätte sie sich selbst das Vergnügen gemacht, Sie am Bahnhofe zu empfangen.“

„Ah, das ist ja ungemein liebenswürdig und verbindlich von der Frau Tante, obschon ich mich so vieler Ehre und Freundschaft nicht versehen habe,“ erwiderte der junge Balder bescheiden. „Und was macht der Kommerzienrath, mein werther Oheim?“

— „Danke der Nachfrage, Herr Vetter! Der Herr Oheim befindet sich ganz wohl, und hat Sie schon

mit dem Fünf=Uhr=Zuge selbst an dem Bahnhofe erwartet!"

Der junge Mann stieg in den Wagen, und die beiden kräftigen Mecklenburger Pferde trabten mit schmetterndem Hufschlag der Stadt zu. Der Insasse des behaglichen Wagens machte sich allerlei Gedanken über den verbindlichen Empfang, der ihm geworden war, aber diese Gedanken waren nur angenehmer Art, und wurden zuletzt in einem Selbstgespräche laut. „Der gute Vater scheint doch Unrecht zu haben mit seinem Vorurtheil gegen die reiche Schwägerin," murmelte Herr Balder sinnend vor sich hin; „er hat sie mir als schroff und abstoßend, stolz und hochfahrend geschildert, er hat mich darauf vorbereitet, daß mir nur Geringschätzung und Anfeindung von ihrer Seite begegnen würde, und sieh' da! statt dessen läßt die feine Frau sich herab, mir ihren eigenen Wagen zu schicken, und entschuldigt sich, daß sie mich nicht selber am Bahnhof empfangen habe. Das ist ja das schnurgerade Gegentheil von dem, was ich zu erwarten hatte. Sollte sie wirklich zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen?...."

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen hielt der Wagen plötzlich mitten in der Stadt vor dem erleuchteten Thorwege eines großen Hauses. Der junge Balder glaubte sich an Ort und Stelle und pochte an das Fenster, daß ihm der Lakai, der vom Bocke gestiegen war, den Schlag öffne. Dieser kam der erhaltenen Weisung nach. „Sind wir zur Stelle?" fragte Balder.

„Nein, um Vergebung," war die Antwort; „gedulden Sie sich nur einen Augenblick, Herr Balder;

wir sind hier vor dem Hotel zum ‚Falken‘, wo das Postbureau ist, und ich soll anfragen, ob einige junge Damen, die mit dem Eilwagen erwartet werden, schon angekommen sind.“

— „Ah so!“ erwiderte Balder und zog den Kopf zurück.

Bei Nennung des Namens Balder hatte ein Herr in einem Reisemantel, der unter dem Thorwege gestanden hatte, als ob er jemand erwarte, unwillkürlich aufgesehen und musterte nun den Wagen und die Pferde. „Wem gehört diese Equipage, Kutscher?“ fragte er dann denselben.

„Dem Herrn Kommerzienrath Balder,“ war die Antwort.

— „Ah, um so besser!“ versetzte der Fremde und eilte in das Erdgeschoß des Hotels zurück, von wo er jedoch erst nach einer Weile zurückkehrte, um gerade noch zu sehen, wie der Lakai zwei Damen in den Wagen hob, und dann den Wagenschlag schloß, worauf er einem Postkärrner noch empfahl, das Gepäcke den Damen sogleich nach der Villa Balder hinaufzubringen.

„He, guter Freund, ist der Wagen schon voll?“ fragte der Fremde den Lakai, und klopfte ihm auf die Achsel.

— „Allerdings,“ versetzte der Lakai etwas barsch, nachdem er sich etwas umgesehen und den alten Hut und nüchternen Reisemantel dessen bemerkt, der ihn angeredet hatte; „das ist eine Privat-Equipage, mit welcher niemand sonst fahren kann.“

„Als ich, guter Freund! Auch ich bin im Begriff, mich nach dem Hause des Herrn Kommerzienraths

zu begeben," sagte der Fremde bescheiden. „Wenn daher noch ein Plätzchen im Wagen...."

— „Bedaure — der Wagen ist voll," erwiderte der Lakai etwas grob; „und überdieß hab' ich keine Erlaubniß, jemand andern aufzunehmen, als den Neffen des Herrn Kommerzienraths und diese zwei Damen."

„Der Herr da drinnen ist ein Neffe des Herrn Kommerzienraths?" fragte der Fremde.

— „Ei freilich," versetzte der Lakai; „es ist der junge Herr Balder aus Amsterdam...."

„Aus Amsterdam? Der da drinnen?" rief der Fremde überrascht. „Sie irren...."

— „Gewiß nicht — er hat mir's selber gesagt! Aber der Herr mag entschuldigen; wir sind pressirt und haben keine Zeit zu verlieren. He, Franz, fahr' zu!" rief er dem Kutscher zu und schwang sich auf den Bock hinauf.

Der Wagen rasselte davon und war dem Fremden, der ihm nachstarrte, rasch aus dem Gesicht verschwunden. „Was war das? Der junge Balder aus Amsterdam? Ein Doppelgänger oder ein Betrug?!" murmelte der Fremde aufgeregt; „darüber muß ich sogleich in's Klare kommen. Oder war es etwa nur eine Mystifikation, die sich die Cousinen mit mir erlaubten? Haben sie mich vielleicht heute Nachmittag erkannt, als ich an dem Landhause vorüber ging, oder ist ihnen auf irgend eine andere Weise zu Ohren gekommen, daß ich schon hier war und im Gasthofe abstieg, während sie mich erwarteten, und sie wollen mich nun auf diese Weise dafür bestrafen? Jenun, das muß sich ja bald aufklären! — He, Mann,"

wandte er sich an den Postschaffner, der soeben mit seinem Karren voll Gepäck der Equipage des Kommerzienraths folgen wollte, „würden Sie so freundlich sein, mir um Geld und gute Worte mein Gepäck ebenfalls nach der Villa Balder mitzunehmen?"

„O ja, warum nicht? Der Herr mag's nur hergeben...."

— „Wenden Sie sich an den Oberkellner! He, Herr Schmidt, haben Sie die Güte, diesem Mann hier meinen Koffer und Reisesack, meine Hutschachtel und meine Shawls zu übergeben? Meine Zeche ordne ich morgen. Mein Name ist Balder, Neffe des Kommerzienraths!"

„Schon gut, Herr Balder! Ganz zu Ihrem Befehl!" rief der Wirth und trippelte herbei, um dem Fremden das Geleit bis an die Schwelle zu geben; allein dieser hatte den Mantel schon abgenommen und über den Arm gelegt, um rascher gehen zu können, und schritt hastig in die dunkle Nacht hinein.

Als der Wagen des Kommerzienraths die Anhöhe erreichte, trat die Villa mit ihren glänzend erleuchteten Fenstern und den Fackeln und Gasflammen vor der Fronte wirklich wie ein Feenschloß aus der nächtigen Landschaft heraus. Eine Reihe Equipagen hielt vor dem Hause, von dem einen Gartenthore der Auffahrt an bis zum Portale, um die reichgeschmückten eleganten Gäste zu entladen. Eine gaffende Volksmenge, worunter viele Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen, hatte sich vor dem Auffahrtthore versammelt und starrte in die Wagen hinein, worin die geputzten Damen saßen, oder stierte den Portier an, der im blauen, gallonirten Mantel und goldbetreßten Hut

mit dem Stocke in der Hand am Thore stand und zugleich die ordnungsmäßige Bedienung der beiden Pechpfannen beaufsichtigte. Die Equipage des Kommerzienraths fuhr jedoch nicht am vorderen Portale an, sondern sogleich dem Hof zu, wo sie vor dem Gartensalon hielt. Die beiden jungen Damen und der junge Balder stiegen aus, bemerkten, daß die Helle aus der Beletage sogar den Hof mit einer Lichthülle übergoß, und hörten die ersten Akkorde der Ballmusik droben tönen. Kaum in den Speisesaal getreten, kamen ihnen der alte Hausdiener Stephan und Pauline entgegen und empfingen sie mit der größten Zuvorkommenheit Namens der Herrschaft, die sehr bedauerte, sie nicht persönlich begrüßen zu können, sondern so eben genöthigt sei, die Ballgäste droben zu empfangen.

Während Pauline sich der jungen Damen annahm, und ihnen mit dem Armleuchter voranging, um sie über die Hintertreppe in das zweite Stockwerk hinaufzuführen, hatte der dicke Stephan sich dem jungen Herrn zur Verfügung gestellt und ihm einige leichtere Stücke seines Gepäcks abgenommen. „Darf ich Sie bitten, mir zu folgen, Herr Balder?" sagte er mit kriechender Unterthänigkeit; „die Damen haben Sie schon den ganzen Tag erwartet, und Ihnen zu jedem Zuge die Equipage entgegengeschickt. Die gnädige Frau fürchtete schon, es möchte Ihnen ein Unfall zugestoßen sein, so daß Sie heute gar nicht mehr kämen. Aber um so größer wird nun die Freude sein, und ich werde Sie der gnädigen Frau sogleich melden! — Hören Sie die Musik? Der Ball hat schon begonnen, und die Gesellschaft ist brillant," fuhr

er fort und blieb auf der Anlände der ersten Treppe stehen, wo er eine Thür öffnete. „Sehen Sie, dort die Bogenthüre, wo die Orangenbäume stehen, führt in den Empfangs-Salon. — Ihr Zimmer oben ist schon geheizt, und wird hoffentlich ganz behaglich sein. Ich werde Ihnen den Koffer sogleich heraufschicken, und bis Sie sich umgekleidet, werde ich die Ehre haben, Ihnen ein kleines Diner serviren zu lassen, denn das Souper ist erst bis Mitternacht bestellt, und Sie werden Appetit haben von der Reise. Die gnädige Frau hat schon alles für Sie angeordnet, Herr von Balder, und die Abendgesellschaft und der Ball, den wir heute haben, werden Ihnen zu Ehren, zur Feier Ihrer Ankunft gegeben. Die Einladungen sind schon vor zehn Tagen ausgeschickt worden, und die ganze vornehme Welt der Stadt und Umgebung ist beigezogen. — So, hier sind wir zur Stelle, gnädiger Herr! haben Sie die Güte, es sich einstweilen bequem zu machen!" Damit öffnete der Diener die Thüre eines äußerst eleganten Zimmers, das von zwei Lampen erleuchtet, von Blumen durchduftet und von einer behaglichen Wärme durchzogen und durch schwere Portièren von einem ebenso eleganten Schlafkabinet getrennt war.

Der junge Balder war kaum allein, so warf er sich in einen Stuhl und sah sich so verwundert und betroffen im Zimmer um, als ob er wirklich seinen Augen nicht trauen wollte. „Wahrhaftig," sagte er, rieb sich die Stirne und ergriff den silbernen Armleuchter, welchen der Diener auf den Tisch gesetzt hatte, „wenn ich nicht mit meinen eigenen Händen das alles greifen könnte, so vermöchte ich es für-

wahr nicht zu begreifen? Ich komme mir vor wie ausgewechselt. Hat der Onkel denn seinen Scherz mit mir getrieben, als er mir schrieb, er wolle mir durch Wohlwollen reichlich ersetzen, was etwa in dem Benehmen der Tante demüthigend für mich sein könnte? Oder sollte Tante Albertine ihren Sinn geändert und ihr Vorurtheil gegen die armen Anverwandten ihres Gatten abgelegt haben? Die Art der Aufnahme wenigstens, welche ich hier finde, hätte auch meine kühnsten Erwartungen übertroffen, wenn ich mir je solche gemacht haben würde . . . Welcher Reichthum, welcher Geschmack und Luxus!" fuhr er fort, raffte sich auf und besichtigte die Einrichtung des Zimmers, die Pracht der Möbeln und des Geräthes auf dem Waschtische u. s. w., bis wieder an seine Thüre gepocht ward und der dicke Diener nochmals eintrat und meldete: „Die gnädige Frau und die gnädigen Fräulein lassen sich Ihnen bestens empfehlen, Herr von Balder, und sind sehr über Ihre Ankunft erfreut. Die Frau Kommerzienrath läßt Sie freundlichst bitten, sich rasch umzukleiden, denn sie wird sich nachher die Ehre geben, Sie hier aufzusuchen und in die Salons einzuführen!"

„Zu viel Ehre von meiner gütigen Tante!" erwiderte der Gast; „fürwahr, sie beschämt mich förmlich durch so viel Wohlwollen, durch diese unverdiente Güte! Sagen Sie der Tante meinen herzlichsten Dank und melden Sie ihr, daß ich mich mit meiner Toilette beeilen werde, um mich ihr dann selbst vorzustellen. Sie möge sich inzwischen ja nicht ihren anderen Gästen entziehen!" Der Diener ging, und der junge Balder machte sich mit Hast an das Umkleiden.

Etwa um dieselbe Zeit, wo dieser erstere Gast damit begann, seine Toilette zu machen, hatte der andere Fremde aus dem 'Falken' die Villa erreicht, und wollte an dem gallonirten Portier vorüber in den Garten treten, als dieser ihm mit einem barschen: „Halt! wohin?" den Weg vertrat.

„Wohin?" wiederholte der Gefragte etwas unwillig, und blickte den Portier scharf an; „zu dem Kommerzienrath Balder, meinem Oheim! Das werden Sie mir doch nicht wehren wollen?"

— „Ah, Sie sind der neue Vetter? Na, das ist ein anderes," erwiderte der Thürsteher mit aller Barschheit eines verwöhnten insolenten Domestiken. „Ja, ich erinnere mich, daß mir der Herr Stephan von Ihnen gesagt hat. Gehen Sie nur dorthin nach dem Hause, aber nicht vorne hinein, sondern durch die Hinterthüre und dann links, und fragen Sie da nach dem Haushofmeister, dem Herrn Stephan! Der wird Sie dann zurechtweisen!"

„Und warum nicht durch das Portal, wenn man fragen darf?" erkundigte sich der Fremde, der noch unschlüssig schien, ob er die Anmaßung des Portiers mit Humor ignoriren oder ernstlich übel nehmen sollte.

„Weil wir heute Abend Ball haben und darum keine Zeit, die neuen Vettern zu empfangen — meint Herr Stephan," gab der Portier zur Antwort. „Herr Stephan hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie an die Hinterthür weisen und daß Sie sich an ihn wenden sollten!"

— „Wirklich?" sagte der Fremde; „nun denn, so sagen Sie dem Bengel von Haushofmeister, ich würde

thun, was ich für gut befände." Mit diesen Worten schritt der Fremde an dem Portier vorbei und dem Hause zu, vor welchem noch einige Wagen hinter einander standen und Gäste ausluden. An diesen vorüber ging der Fremde keck und zuversichtlich bis unter das Portal, und stand hier beim ersten Schritt über die Schwelle in der hell erleuchteten und mit Blumen geschmückten Rotunde dem Lakai gegenüber, den er schon vor dem Posthause gesprochen hatte und der nun in kurzen Hosen, Strümpfen, weißer Cravatte und Handschuhen gleichsam den Thürsteher im Vestibüle machte.

„Was steht zu Befehl?" fragte der Lakai erstaunt; „was will der Herr hier?"

— „Ich wünsche meinen Oheim, den Kommerzienrath zu sprechen — mein Name ist Balder," versetzte der Fremde und reichte dem Lakaien eine einfache Karte mit der Inschrift „Mr. R. Balder." Ich dächte doch, daß man mich hier erwarte!"

„Ah, Sie sind der Veter? Nun ja, ich hörte die gnädige Frau sagen, daß Sie noch kommen würden.... Gehen Sie gefälligst dort hinten in das Wirthschaftszimmer, wo man Sie weiter bescheiden wird. Wir haben hier keine Zeit, wie Sie sehen!" Damit ließ der Lakai ihn stehen und eilte den Damen entgegen, welche soeben aus ihren Wagen stiegen.

Anfangs blitzte Herrn Balders Auge zornig auf, dann aber glättete sich seine gerunzelte Stirn und ein ironisches Lächeln spielte um seine wohlgeformten Lippen. „Meiner Treu! ein ganz eigenthümlicher Empfang, welcher dem ‚Vetter aus der Fremde' hier

in Oheims Hause zu Theil wird!" murmelte der Fremde und trat beiseite, um die Damen vorübergehen zu lassen, die, nachdem sie sich ihrer Mäntel und Shawls in den vorderen Zimmern des Erdgeschosses entledigt hatten, in erwartungsvoller Eile die breiten Treppen hinanstiegen.

In diesem Augenblick kam der wohlbeleibte Herr Stephan mit seinem aufgedunsenen rothen Gesicht in weißer Halsbinde und schwarzem Frack in die Rotunde hervor, und sein Blick begegnete dem des Fremden, der auf ihn zuging. „Herr Stephan, wenn ich recht vermuthe?" fragte er.

„Zu dienen, mein Herr; womit kann ich aufwarten?" fragte der Diener ziemlich barsch.

— „Mein Name ist Balder; ich wünsche meinen Oheim, den Herrn Kommerzienrath zu sprechen, und man hat mich an Sie gewiesen . . . ."

„Ah . . . ." sagte Stephan mit einem scharfen Blick, und warf die Nase etwas hochmüthig in die Luft. „Der junge Balder von Wetterfeld . . . ."

— „Wetterfeld? Nun ja, allerdings; Wetterfeld ist die Heimath meines Vaters . . . ."

„Weiß schon, weiß schon, junger Mann! weiß Alles," versetzte der Haushofmeister suffisant; „bin schon au fait. Können den Herrn Kommerzienrath augenblicklich nicht sprechen — später werden Sie gemeldet werden. Bitte, folgen Sie mir — werde Ihnen Zimmer anweisen lassen. Kommen Sie! He, Jean, fragen Sie Mamsell Paulinen, wo sie dem Herrn sein Zimmer bereitet habe. Bitte, Herr Balder, treten Sie nur einstweilen hier ein! hier ist die Mamsell! Mamsell Pauline, der neue Vetter, dem Sie auf

den Befehl der gnädigen Frau ein Zimmer geben sollen . . . ."

— „Vetter Balder aus Wetterfeld?" rief eine frische Mädchenstimme aus dem Wirthschaftszimmer heraus, und im nächsten Augenblick stand eine liebliche freundliche Gestalt vor dem Fremdlinge und ein Paar holder Augen blickten ihn freundlich an. „Willkommen, Herr Vetter! . . . Aber was ist das? Sie . . . Sie sind ja nicht Rudolph? Und doch! aber wie Sie sich verändert haben, seit ich Sie nicht mehr gesehen habe! So groß und stattlich, und der dicke wilde Bart! Fast hätt' ich Sie nicht wieder erkannt, oder sind Sie es wirklich nicht selber? Und so fremd thuend? kennen Sie mich denn nicht mehr?

„Pauline! reizende Cousine!" sagte Balder und griff nach der runden hübschen Hand, die sie ihm beinahe schüchtern entgegenstreckte. „Wie freue ich mich, daß ein solch liebes herziges Bäschen die Erste ist, welche mich hier begrüßt! Und wie geht es Ihnen, mein liebes Kind?"

— „O, mir ganz gut!" rief Pauline und ward mit Einem Male etwas schüchtern und beklommen, als sie den warmen Händedruck des Vetters fühlte. „Und Sie? Und Onkel Christian? und die lieben Leutchen insgesammt in Wetterfeld? Sie haben doch alle ganz gesund verlassen und bringen uns freundliche Grüße mit? Ach, wie ich mich freue, daß Sie nun bei uns bleiben werden! Onkel Gottfried erwartet sie ungeduldig, und sie treffen einen Berg von Geschäften an, denn Herr Sömmering, der frühere Buchhalter, ist schon seit zehn Tagen für den Onkel nach Amerika. . . . Aber verzeihen Sie mir, Herr

Nu . . . Herr Balder! wie thöricht, daß ich Sie hier zwischen Thür und Angel stehen lasse und nicht bedenke, daß Sie von der Reise müde und hungrig sein müssen! Kommen Sie, ich will Sie in das Zimmerchen führen, das Sie einstweilen bewohnen sollen, bis Sie auf der Fabrik einziehen können! So, nur mir nach, wenn's beliebt!"

„Nur einen Augenblick Geduld, liebe Cousine!" bat Balder lächelnd. „Hier kommt so eben mein Gepäck. Ich will es erst bei diesem Manne da auslösen!" Er legte den Koffer, den Reisesack, die Hutschachtel und den Pack Teppichshawls auf die Bank im hintern Flur und reichte dem Ueberbringer ein Trinkgeld.

Mittlerweile hatte Pauline sich schon mit dem Schirmfutteral und dem Teppich beladen, und einem Diener die Weisung gegeben, den Koffer zu besorgen, da kam Herr Stephan wieder herzu und rief: „Halt, Jean! erst den Damen ihre Koffer und Schachteln hinauf! Herr Balder mag warten . . ."

„Warten?" versetzte dieser; „stehen Ihnen nicht mehr Leute zu Gebot? Ich dächte doch, ein Verwandter des Hauses verdiente schon einige Rücksicht!"

— „Und ich dächte, ich wäre alt genug, um selber zu wissen, was ich zu thun habe, ohne die neuen Vettern," versetzte der Haushofmeister barsch. „Erst die gebetenen Gäste! . . . ."

Herrn Balders Gesicht überlief eine dunkle Röthe und er wollte eine bittere Antwort geben, aber er sah Paulinens Augen mit einem ängstlichen bittenden Blicke auf sich haften, und sie flüsterte ihm zu:

„Kommen Sie, Vetter! nur einen Augenblick Geduld, dann sende ich Ihnen die Sachen herauf! Oder nehmen Sie lieber einstweilen den Reisesack selber mit!“

„Ich? fürwahr, ich hätte meiner Treu nicht übel Lust... Aber nun ja, Sie haben Recht, Bäschen! Kommen Sie!“ und er folgte ihr die Hintertreppe hinan. Aus dem mittleren Stockwerk scholl ihnen die Musik einer rauschenden Quadrille entgegen, und jetzt erst fiel Balder auf, daß die hübsche Cousine vor ihm gar nicht ballmäßig gekleidet sei. „Ah, Ihr habt einen großen Festball im Hause, Bäschen! Darf ich Sie auch um eine Tour bitten?“

—„Mich, Herr Vetter?“ fragte sie und sah ihn mit einem wehmüthigen Lächeln forschend an, ob er sie wohl zum Besten haben wolle; „da müßten wir beide nur drunten im Gartensaale tanzen, denn hier oben haben wir beide nichts verloren.“

„Wir beide, Bäschen? und warum nicht?“

—„Ach gehen Sie! der Ball gilt ja nur dem reichen Vetter Robert, der vorhin angekommen ist!“ erwiderte sie. „Uns arme Verwandte würde die Frau Kommerzienrath mit scheelen Augen ansehen, wenn wir auch nur den Gedanken hegten, uns in ihre Zirkel zu drängen. Und Sie werden auch nicht hingehen, Vetter, wenn Sie es nicht von vornherein mit des Onkels Frau verderben wollen! Sie würde Ihnen diese Anmaßung nie verzeihen,“ setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Aber Sie sagten ja so eben, der Ball werde dem Vetter Robert zu Ehren gegeben? Was hat denn Er...“

„Ach, sehen Sie, Rudolph," erwiderte Pauline leise; „er ist reich, und man sagt, er solle Bäschen Henrietten heirathen — wenigstens wünscht die Tante diese Verbindung — und so ist es mit diesem eine ganz andere Sache.... Aber halt! nicht hier herein! noch eine Treppe höher!"

— „Dem Himmel immer noch näher?" fragte Balder; „das ist ja schon der Speicherboden!"

„Allerdings, aber die Gastzimmer unten im zweiten Stockwerk sind schon besetzt: dort wohnen Vetter Robert und die weiblichen Ballgäste aus Veltheim. So, hier ist Ihr Stübchen, mit dem Sie sich auf einige Tage begnügen müssen, bis Sie Ihre Wohnung in der Fabrik beziehen können! Nun machen Sie sich's behaglich; ich werde Ihren Koffer heraufschicken und dann befehlen Sie nur, was Sie speisen wollen, — wenn Sie nicht vorziehen, drunten bei uns zu speisen. Vielleicht soll ich dem Oheim sagen, daß Sie angekommen sind?"

— „Ei gewiß! und sagen Sie ihm, daß ich mich freuen würde, ihn zu sprechen. Er ist aber wohl auf dem Balle?"

„Er? O nein, das ist nichts für ihn," sagte Pauline. „Er verkehrt nicht viel in den Gesellschaftszimmern der Tante. Und gerade heute ist er so gedrückt und unwohl und hat sich in sein Stübchen eingeschlossen. Aber ich werde ihn von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen, wenn ich ihm sein Abendbrod bringe, und dann verlangt er Sie gewiß noch zu sehen, denn er hängt mit einem treuen Herzen an seinen Blutsfreunden. Also auf Wiedersehen, Herr Vetter!"

— „Auf Wiedersehen, Cousinchen!" sagte Balder

und drückte ihr mit einem freundlichen Blick in ihre klaren Kindesaugen die Hand. Dann eilte sie fort.

Balder sah ihr gedankenvoll nach, bis ihr leichter Schritt nicht mehr auf dem Corridor und auf der Treppe hörbar war; dann drehte er sich um und betrachtete sich schweigend das kleine, dürftig möblirte Zimmerchen, worein sie ihn geführt hatte. Es war halb unter dem Dache, schmuck und reinlich, aber so ziemlich allen Comforts bar. „Meiner Treu," murmelte er, „da hätt' ich besser gethan, wenn ich im Gasthof geblieben wäre! Entweder ist das Haus überfüllt von Gästen oder es ist eine Freiheit, die sich dieser Bengel von Haushofmeister erlaubt hat. Jenun, à la guerre comme à la guerre!" und er warf Hut und Mantel auf das blendend-weiße Bett, und begann seinen Reisesack aufzuschließen. „Aber der Geier mag wissen, was für ein Mißverständniß hier herrscht! Wer in aller Welt ist denn der vermeintliche Vetter Robert da drunten? und für wen hält man mich, daß mich diese landfremde Cousine so zutraulich empfängt? Hat denn der Onkel Christian in Wetterfeld einen Sohn von meinem Alter? Ich glaube ja, obschon ich leider nicht mehr von ihm weiß!" . . . ."

In diesem Augenblicke hörte er draußen auf dem Corridor schwere Schritte und das Oeffnen und Zuschlagen einiger Thüren. Dann rief eine Männerstimme: „He, Herr Balder! Herr Vetter! wo stecken Sie denn?"

„Hier!" rief Balder und öffnete die Thüre; „ah, Sie bringen meine Koffer!" wandte er sich an den Diener.

— „Ja," sagte dieser, „aber wer hätte Sie hier gesucht, in Mamsell Paulinens Zimmer?"

„Paulinens Zimmer? Jenun, sie bezeichnete es mir als das meinige," sagte Balder verwundert.

— „Na, ich begreife es wohl, denn es sieht der Mamsell ganz ähnlich, daß sie Ihnen ihr eigenes Stübchen einräumt!"

„Und weßhalb denn, wenn man fragen darf?"

— „Weil die anderen Kammern und Sommerstübchen hier oben nicht heizbar sind," erwiderte Jean. „Sie hat Mitleid mit Ihnen gehabt, weil Sie den ganzen Tag in diesem feuchten kühlen Wetter gereist sind, und will Ihnen eine Erkältung ersparen. Die Gnädige dürfte es freilich nicht wissen, sonst würde der Mamsell ein arges Donnerwetter über den Kopf fahren. Aber von mir soll sie es auch nicht erfahren. Hat der Herr sonst noch etwas zu befehlen?"

„Halt, Jean, noch eine Frage! — Ist denn Pauline eine Verwandte des Hauses?"

Jean stierte zweifelhaft. — „Das fragt der Herr mich? Will man mich zum Besten haben? Das muß der Herr doch wohl noch besser wissen als ich!"

„Ich soll das wissen? ich?" rief Balder. „Für wen halten Sie mich denn, Jean?"

— „Sie? Ei nun, Sie sind der neue Buchhalter, den der Herr Kommerzienrath auf der Fabrik angestellt hat! Der Sohn von dem Bruder des gnädigen Herrn, der ein Bauer oder Gutspächter im Gebirge drüben, in Wetterfeld glaub' ich, sein soll."

„Nun, und wer ist denn der andere Herr drunten, der vorhin in des Onkels Equipage ankam?" fragte Balder gespannt.

— „Das ist der Holländer Neffe, der reiche Herr Robert Balder aus Amsterdam, dessen Vater auch ein Bruder vom gnädigen Herrn war und der das gnädige Fräulein Henriette heirathen soll.“

Balder brach in ein lustiges lautes Lachen aus und rief: „Der also ist der erwartete Vetter Robert, der Zukünftige von Cousine Henriette?“

„So sagt man wenigstens — obschon ich nichts gesagt haben will,“ meinte Jean.

Balder lachte noch herzlicher. „Richtig! ein vollständiges Qui pro quo! Und meine gnädige Tante hat wohl keine sonderliche Freude an meiner Ankunft, Monsieur Jean? nicht wahr? Die armen Vettern sind der reichen Dame ein Dorn im Auge. Sie war wohl nicht gut auf mich zu sprechen, daß sie mir eine Kammer auf dem Speicherboden zudachte? Ein Quartier, das man nur einem armen Vetter vom Lande anbieten kann?“ Und er lachte abermals laut auf.

„Die Gnädige hat allerdings keine Freude an den armen Verwandten — Mamsell Pauline weiß ein Liedchen davon zu singen,“ sagte Jean. „Und aufrichtig gestanden, der Herr Vetter aus Wetterfeld mag ihr gerade heut zum Ball recht ungelegen gekommen sein, denn ich hörte, wie sie zu Herrn Stephan und der Mamsell sagte: Sie würden bei der Ankunft wohl müde genug sein, um sogleich zu Bette zu gehen. Man solle dem Herrn Buchhalter ein Abendbrod vorsetzen und ihn dann hinauf schicken, denn weil sie und die gnädigen Fräulein heute eine Soiree haben, könnten sie sich nicht um Sie bekümmern. Ohnedem war die Gnädige mächtig unge-

halten, weil der Holländer Vetter nicht zeitig genug ankam, nämlich noch vor Anfang der Soiree. Aber nichts für ungut, Herr Buchhalter! ich muß nun gehen; wir haben unten alle Hände voll zu thun. Kann ich Ihnen mit etwas dienen? Befehlen Sie etwa Kaffee oder ein Abendbrod?"

— „Etwas Kaffee, Jean, und noch eine andere Gefälligkeit! Zeigen Sie mir die Zimmer, wo der sogen. holländische Vetter wohnt! ich möchte mir den Herrn Vetter doch auch näher betrachten!"

„Gerne, Herr Balder! folgen Sie mir nur!"

Sie stiegen eine Treppe hinunter, traten durch eine Glasthüre in die Flur der zweiten Etage, wo der Glanz der Gaslichter und die Akkorde der Tanzmusik aus der Beletage zu ihnen herauf drangen und zwei geöffnete Flügelthüren ihnen vorübergehende geputzte Paare und leicht gekleidete Damen in eleganten Balltoiletten zeigten. Endlich blieben sie vor einer Thüre stehen, welche Jean seinem Begleiter mit einer stummen Geberde bezeichnete.

Balder pochte leise an die Thüre, und trat dann auf das antwortende „Herein" ein. Ein großer schlanker junger Mann stand in Hemdärmeln vor ihm, mitten im Anlegen einer eleganten Balltoillette begriffen, und kehrte ihm ein offenes, kluges, freundliches Gesicht zu.

„Ich bin Robert Balder aus Amsterdam," hub der Eintretende an; „und Sie?"

— „Ich bin Rudolph Balder aus Wetterfeld," war die Antwort.

„Onkel Christian's Sohn und also mein Vetter?" rief Robert lustig; „also eine regelrechte Verwechs-

lung, eine Komödie der Irrthümer! Aber dennoch willkommen, lieber Vetter, obschon wir uns zum ersten Male sehen!" fuhr er fort und bot Rudolph herzlich die Hand, welche dieser bereitwillig annahm. „Du bist also der neue Buchhalter, den sich der Onkel verschrieben hat?" — Rudolph bejahte. — „Aber was ist das, Junge? Du hast ja ganz die Tournüre eines jungen Engländers, und sie erwarten in Dir einen ungeschlachten, ungehobelten Bauernburschen, einen hergelaufenen armen Schlucker, den man in einer Dachkammer unterbringen darf, ohne sich etwas an Großmuth zu vergeben."

— „Wer erwartet das?" fragte Rudolf; „Onkel Gottfried gewiß nicht, denn er war es ja, der mich nach England schickte, wo ich fünf Jahre lang mich ausbildete!"

„Aber die gnädige Tante, die alle armen Vettern bitter haßt! Ja, staune nur; ich weiß alles; dies elegante Zimmer hier war für mich bestimmt, Vetter, und ich habe Dein Stübchen unter dem Dache inne." Und nun erzählte er ihm die ganze Verwechslung, die er nur von ihrer komischen Seite auffaßte.

Rudolf erzählte seinerseits den Empfang, der ihm auf dem Bahnhof geworden war, und bestand darauf, sogleich mit seinem Vetter zu tauschen; aber dieser lehnte es lachend ab.

„Laß das, lieber Vetter! ich bin nicht so verwöhnt," sagte Robert. „Ich mußte Dir das alles nur erklären, um mein unceremoniöses Eintreten zu erklären. Du siehst, Vetter, ich bin schon Herr der Situation, obschon ich noch um eine Virtelstunde kürzer hier bin als Du. Es hat hier eine Verwechs-

lung stattgefunden, die sehr launig aber unter den obwaltenden Umständen natürlich genug ist und mir herzlich zu lachen giebt. Wir müßten aber Narren sein, Rudolf, wenn wir den Scherz nicht ausbeuteten und die komische Seite gegen die gnädige Tante kehrten. Ich habe schon mein Plänchen; willst Du mir den Gefallen thun, darauf einzugehen?"

— „Laß hören, lieber Vetter! wenn ich es kann und dir einen Gefallen damit thue, mit Vergnügen!"

„Nun so höre! Ich habe früher, als Jüngling, einige Jahre hier gelebt; Onkel Gottfried war damals noch nicht der reiche angesehene Mann wie gegenwärtig. Ich war ein böser, wilder, muthwilliger Junge, der manchen Schabernack im Hause anrichtete, und den die Tante Albertine sicher oft von Herzen in's Pfefferland wünschte. Seither aber haben mich weder die Tante noch der Oheim, noch die Cousinen wieder gesehen. Ich war draußen in der weiten Welt, mußte tüchtig arbeiten und war ganz auf mich selber gestellt, denn mein seliger Vater ließ mich nie ahnen, wie reich er war. Ich wähnte ihn kaum wohlhabend, und er schrieb mir auch immer, daß ich tüchtig arbeiten lernen müsse, um dereinst eine Zukunft zu haben, wie sie seinen Wünschen für mich und meinen Pflichten gegen mich selber entspreche. Und ich danke ihm von Herzen, daß er mich in diesem Wahne ließ und mich darin bestärkte. Diesem Sporn verdanke ich es, ein brauchbarer selbstständiger Mann geworden zu sein. Als nun mein Vater starb — künftige Weihnachten sind es zwei Jahre — erschrack ich beinahe vor der Größe meines Erbes, aber die Briefe, welche mir der Vater hinterließ, enthielten gol-

dene Lehren über die Art und Weise, wie ich mein Vermögen verwenden sollte — Lehren, denen ich nie vorsätzlich untreu werden will. Ein Theil meines Erbes steckte in überseeischen Speculationen, die der Vater unternommen hatte, um seinen Reichthum besser verbergen zu können; er rieth mir, diese Geschäfte zunächst abzuwickeln und zu liquidiren, weil sie trotz allem Gewinn mit allzu großem Wagniß verbunden seien. Ich legte mein Kapitalvermögen in die Bank, und reiste nach den Kolonieen, wo meine Geschäfte mich länger aufhielten, als ich geglaubt hatte. Der Wunsch meines Vaters war, daß ich in sein Vaterland zurückkehre und dort mein Vermögen zum größten Theil in Grundbesitz anlege. Ich schrieb daher an Onkel Gottfried von Zeit zu Zeit über meine Lebenspläne, meldete mich jüngst von Livorno aus bei ihm an und bestimmte den heutigen Tag als den meiner Ankunft. Heute mit dem ersten Morgenzuge kam ich an; es war zu früh, um die Familie des Oheims zu stören, und ich stieg im Gasthof ab; es gelüstete mich, die Stadt erst allein zu durchstreifen und meine Jugenderinnerungen an Ort und Stelle wieder wach zu rufen. So bummelte ich den ganzen Tag auf den Straßen, auf der Promenade herum, erkundigte mich in den Kaffeehäusern und an der Wirthstafel nach dem Onkel und seinen Verhältnissen, und hörte — leider Gottes! — mehr Unangenehmes als Holdes. Namentlich die Tante, welche mir noch von früher her nicht in allzu holdem Andenken steht, hat sich einen Ruf in der Stadt erworben, der ihr nicht eben zur Ehre gereicht .... Doch davon ein ander Mal! Genug, ich hatte mir in den Kopf gesetzt, dem

Onkel nicht eher in's Haus zu fallen, als heute Abend mit Beginn der Soiree, und ich stand schon im Begriff, mich hierher zu begeben, als ich vor dem Posthause zufällig hörte, daß ich bereits einen Doppelgänger habe, der im Wagen meines Oheims saß. So eilte ich denn hieher, um denselben zu sehen und möglicherweise einen Betrüger in ihm zu entlarven; allein alles, was mir zwischen dem Posthause und dieser Zimmerthüre hier begegnete, trug dazu bei, meinen Eifer bezüglich der Entlarvung meines Doppelgängers abzuschwächen und mir die Ueberzeugung zu geben, daß Dein zufälliges Eintreffen am selben Tage, lieber Vetter, und der Lakaien blinde Dienstfertigkeit Dich mit meiner Persönlichkeit bekleidete, und Dir alle diejenigen Ehren verschaffte, welche nicht dem Character und inneren Werthe, sondern nur dem Vermögen Deines Vetters Robert zugedacht sind. Und als ich ein Virtelstündchen nach Dir anlangte, und nunmehr für den Vetter Rudolf gehalten wurde und und zunächst keine Gelegenheit fand noch suchte, um diesen Irrthum aufzuklären, so wies man mir — auf den speciellen Befehl unserer gnädigen Tante, wie ich vermuthe — ein kaltes unheizbares Stübchen bei den Domestiken unter dem Dache an und gab sich besondere Mühe, meinem vermeintlich ländlich schwerfälligen Begriffsvermögen die Thatsache beizubringen, daß die Tante und die Cousinen für heute Abend meine Gesellschaft und Anwesenheit missen können!.."

— „Ist's möglich?" rief Rudolf Balder halb erstaunt, halb entrüstet. „Und doch stimmt Deine Erklärung meiner unerwartet freundlichen Aufnahme nur allzu sehr mit dem zusammen, was mir mein

Vater von der Tante sagte!... Aber das ist ja abscheulich!"

„O ja, und demüthigend genug für uns beide, denn ich bilde mir ein, ich sei doch noch etwas mehr als nur der Besitzer einiger hunderttausend Gulden, die mir mein Vater hinterlassen hat, und in Dir sehe ich nicht den ungeschlachten linkischen Junker vom Dorfe, welchen die Tante in dem ‚neuen Vetter' erwartet, sondern einen ganz fixen gewandten Mann an dem sich keine Tante der Welt zu schämen braucht, denn Du scheinst mir Kopf und Herz an der rechten Stelle und genug Eisen im Blute zu habeu, um noch Deinen Weg in der Welt zu machen!"

— „Das ist empörend, Vetter!" rief Rudolf und seine dunklen Augen flammten, seine Wangen glühten. „Meiner Treu, wenn es mir nicht um den wackern Onkel Gottfried wäre, so kehrte ich stehenden Fußes um und suchte mir ein Unterkommen im Gasthofe.."

„Nein, dies würde meinen Plan verderben," sagte Robert. „Die Erfahrung, welche wir im vorliegenden Falle machen, besagt im Grunde nicht viel — nur etwa die alte Lehre, daß leider das Gold in nnseren Tagen der Götze der halben Welt ist; daß Handel und Speculation und Genußsucht und Schwindel das goldene Kalb mit Erfolg auf den höchsten Gipfel unseres gesellschaftlichen Altars erhoben haben. Geld gibt Adel, Talent, Geburt, Bildung; Geld schafft Ehre, Ansehen, Männlichkeit, Tugenden aller Art; Geld verwandelt den Dummkopf in einen hoffnungsvollen gesuchten Jüngling, dem sich alle Thüren öffnen, und macht aus der albernsten Puppe oder Schlumpe eine ‚elegante, klassische, statuenhafte Schön-

heit'! Nimm den gediegensten Kerl mit leerer Tasche und einem abgeschabten Rocke und stelle neben ihn einen Einfaltspinsel mit dem leersten Hirn aber schönen modischen Kleidern, schwerer goldener Kette, einen Stutzer, dessen ganzes Leben nur in einer einzigen langen Hingebung an die Schleife seiner Kravatte und den Wurf seiner gebrannte Locken besteht, und bringe beide in einen Salon voll der gebildetsten und schönsten Mädchen, und alle werden um des hohlen Stutzers willen den einfachen bescheidenen gediegenen Mann übersehen. Ach, mich widert dieser Molochsdienst vor eitlem Schein und schnödem Geld unsäglich an!"

— „Mich ebenfalls, Vetter Robert!" rief Rudolf, „und wenn ich nicht wüßte, daß Onkel Gottfried der Kränkung ganz fremd ist, welche uns beiden angethan wurde, so möcht' ich mich irgendwie dafür an der Tante rächen!"

„Willst Du das, Herzensvetter?" rief Robert; „willst Du das wirklich, nun denn, so schlag' ein und ich theile Dir ein Plänchen mit, wodurch wir unserer geldstolzen Tante und den beiden Cousinen eine heilsame Lektion ertheilen können! — Siehst Du, mein Anschlag geht dahin: jeder von uns spielt hinfort den Character, den ihm Zufall oder Schickung heute angewiesen hat! Du bist der reiche bevorzugte Vetter Robert, auf welchen Tante und die Cousinen so große Erwartungen setzen. Du hast eine feine Garderobe und Weltgewandtheit genug, um den weitgereisten reichen Vetter spielen zu können, während ich auf einige Tage Deine Stelle auf dem Comptoir einnehme, bis ich des Spaßes überdrüssig bin. Willst Du?

— „Ich möchte wohl, aber ich fürchte den Oheim dadurch zu beleidigen!“ versetzte Rudolf.

„Sei ohne Sorgen, ich nehme alle Verantwortung auf mich!“ sagte Robert lachend. So wie ich den Onkel kenne, gönnt er den Damen die Lehre, die wir ihnen geben wollen, von Herzen. Und dann ist Deine Rolle ja keine unangenehme. Die Tante und die Cousinen werden Dich auf den Händen tragen, vergöttern. Du brauchst nur ebenso zuvorkommend gegen beide zu sein, und Henriette Deine beeifertsten Huldigungen zu Füßen zu legen. Ich sage Dir, die Sache ist federleicht! Spiele nur den Blasirten, verachte weidlich alles was deutsch und einfach und natürlich ist, und gib Dich als einen unleidlichen Gecken und Zierbengel, der nur für Ausländisches schwärmt!...“

„Das ist mir nicht so leicht, als Du glauben magst, Vetter!“ versetzte Rudolph. „Ich bin ein offener gerader Bursche, schlicht und recht; ich kann mein Naturell nicht so leicht verleugnen, und es widerstrebt mir völlig, Komödie zu spielen!“

— „Gib mir Deine Hand, Herzensjunge! nun gefällst Du mir noch einmal so gut!“ rief Robert. „Ehre dem Mann, der nie sein eigenstes innerstes Ich verleugnet! — Nun denn, so gib Dich ganz so wie Du bist, als ein biederer, herzlicher, gerader Junge, der sich auch in der Fremde sein ehrliches deutsches Herz bewahrt hat. Du wirst dadurch selbst in den Augen jener verkehrten Damen um kein Jota weniger achtbar erscheinen, denn die Wahrheit schlägt ja am Ende doch überall durch! — Ich aber will Deine Rolle spielen und auf Deinen Namen fün-gen und mich den Damen ganz in demjenigen Lichte

zeigen, welches ihre vorgefaßte Meinung gegen den armen Vetter vom Lande zu rechtfertigen scheinen wird!"

„Wohlan, lieber Vetter! sündige Du auf meinen Namen; ich werde mich schon so benehmen, daß die künftige Entdeckung unseres Betrugs Dir und mir keine Unehre bereiten kann!"

In diesem Augenblick trat der Lakai ein und brachte auf einem Präsentirbrett einige ausgesuchte kleine Gerichte und eine Flasche Bordeaux und Champagner. Jean war nicht wenig überrascht, den Vetter vom Lande so cordial bei dem reichen holländischen Vetter zu sehen, und sagte: „He, Herr Balder von Wetterfeld, Ihr Kaffee ist oben!"

„So bring' ihn herunter, Bursche, und leg' mir hier ein Couvert hin!" sagte Robert; „mein Vetter hier theilt mit mir seine Mahlzeit und ich hernach mit ihm den Kaffee, nicht wahr, Vetter? so ist uns beiden geholfen!" setzte er mit einem vergnügten pfiffigen Gesicht und einem wiehernden Lachen hinzu.

Jean zögerte, aber ein ernster Wink von Rudolph machte ihn fügsam. „Legen Sie ihm ein Couvert auf, ich bin gewöhnt, in Gesellschaft zu speisen," sagte er zu Jean. „Und nun holen Sie den Kaffee und lassen Sie uns allein!"

„Nicht wahr, Bursche! ich hab' Dich überlistet?" rief Robert mit seinem cynischen Lachen und drohte Jean mit dem Finger. — „Du siehst, Vetter, ich bin schon mitten in meiner Rolle," wandte er sich dann an Rudolph, als sie allein waren. „Aber nun laß uns tüchtig zugreifen und rasch essen, daß die Komödie beginnen kann. Ich brenne vor Begierde, die

zärtliche Tante in Verlegenheit zu bringen und die stolzen Cousinen über mich erröthen zu sehen. Und dann müssen wir noch einige Notizen über unsere individuellen Verhältnisse austauschen, damit wir unsere Rolle besser spielen können und nicht zu schnell entlarvt werden. Also auf gut Glück, Vetter!" rief er und stieß mit ihm im purpurnen köstlichen Wein an; „laß uns essen und trinken, denn nach einer guten reichlich befeuchteten Mahlzeit hat der Mensch noch einmal so viel Zuversicht und muthwilligen Witz."

5.

Eine Quadrille war gerade vorüber, und die Kommerzienräthin, welche mit Ungeduld der Ankunft ihres Neffen Robert im Salon entgegensah, von dessen Eintreffen sie ihre Töchter längst benachrichtigt hatte, — die Commerzienräthin kehrte so eben in den Empfangsaal zurück, als der Lakai die Flügelthüren aus einander schlug und nach einer im Balder'schen Hause eingeführten Neuerung den Namen eines neuen Gastes in den Saal hereinrief, und zwar: „Herr Robert Balder!"

Ein freudiger Schreck durchbebte die Kommerzienräthin und ihre Blicke wandten sich, wie die ihrer Umgebung, mit gespannter Erwartung der Thüre zu, durch welche jetzt bescheiden und beinahe zögernd ein großer schöngewachsener junger Mann in einem eleganten aber einfachen Gesellschafts-Anzuge trat und mit einem leichten Erröthen auf dem blühenden Gesichte sich der Frau vom Hause näherte, die ihm entgegentrat.

„Ich bin so frei mich ihnen vorzustellen, beste

Tante, und Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen für den auszeichnenden Empfang, den Sie mir bereitet haben," hub er an und küßte ihr achtungsvoll die Hand, was sie mit großer Ostentation durch eine zärtliche Umarmung erwiderte. „Wie freue ich mich, Ihr gastliches Haus in einem solch festlichen Augenblicke zu betreten und mich im Schoos ihrer Familie zu sehen!"

— „Mein lieber, lieber Neffe! es ist ja Deine alte Heimath, in welcher wir Dich wieder herzlich willkommen heißen," erwiderte die stattliche Frau mit ihrem gnädigsten Lächeln. „Und wie groß und schön Du geworden bist! Fast hätt' ich Dich nicht wieder erkannt, ohne den Familienzug den Du nicht verleugnen kannst." Und nun stellte sie ihn den Umgebenden mit einer unbeschreiblichen Selbstgenugthuung als ihren Neffen Robert vor, welcher soeben aus Südamerika und Ostindien zurückgekehrt sei.

Der Neffe verbeugte sich im Kreise, und als er sich wieder zur Tante wandte, sah er neben dieser ein junges Mädchen mit glänzenden Augen und glühenden Wangen stehen, dessen Blicke mit fieberischer Ungeduld an ihm hingen. „Das ist Henriette!" rief er herzlich von seiner Ahnung richtig geleitet und ergriff ihre Hand, die sie ihm schon halb entgegengereicht, und drückte sie mit aufrichtiger Wärme. „Willkommen, Gott-willkommen, meine liebe, liebe Cousine! Wie reizend Du geworden bist."

„Vetter, lieber Robert!" stammelte Henriette bebend und erglühend und schien ihre sonstige Selbstbeherrschung ganz eingebüßt zu haben. „Wir haben Sie mit solcher Spannung erwartet ...."

— „Sie? Ei, ei, Henriette! wir sind ja leibliche Verwandte — wie fremd und förmlich klingt da das ‚Sie', zumal da wir als Kinder uns schon gekannt! Weßhalb also diesen frostigen Mißklang der Etikette in diese herzliche Freude des Willkomms hereintragen?"

„Verzeih, Robert! Aber in Deinen Briefen..."

— „Ah, in Briefen, die man sich von ferne schreibt, da mag das formelle ‚Sie' erlaubt sein; aber wenn man sich erst wieder frei in's Auge blickt und Hand in Hand des Wiedersehens freut, wie kann man da anders, als dem Herzen ganz den Zügel schießen lassen?"

„Nun denn, Robert," erwiderte sie mit einem raschen seelenvollen Blicke, der wirklich aus irgend einem fernen Winkel ihres Herzens, wohin der Stolz und Weltsinn noch nicht gekommen war, emporzuglühen schien, „Du hast Recht, wie Du es von jeher hattest! Ich strecke die Waffen. Aber hier ist auch Ida!" setzte sie hinzu und deutete auf das schlanke Mädchen im blauen Kleide, das am Arm des Grafen Damiani herankam.

— „Ach fürwahr!" rief Ida enthusiastisch, „es ist Vetter Robert! man sieht ihm an dem dunklen Teint an, daß er aus den Tropenländern kommt. Und wie männlich und kräftig er aussieht! Er hat vollkommen un air distingué, nicht wahr, Graf? Kommen Sie, ich will Sie ihm vorstellen!"

Ida fand bei Robert einen nicht minder herzlichen Empfang als Henriette, aber der fremde Graf schien nicht geneigt, seine Tänzerin lange dem so enthusiastisch gelobten Vetter gegenüber zu lassen, und ent-

führte sie bald wieder, worauf Henriette Roberts Arm ergriff und ihn in den anstoßenden Saal führte, um ihn auch den anderen Gästen vorzustellen. Unter Anderen stellte sie ihn auch ihrer Freundin Julie Fink vor, die er als eine alte Bekannte begrüßen sollte; es kostete den Vetter Mühe, dem forschenden Blicke Juliens gegenüber seine volle Fassung zu behalten, denn sie war hübsch und hatte ein Paar reizender kluger Augen, die ihn durch und durch zu schauen versuchten; aber einige artige Phrasen der Freude über dieses Wiedersehen und der Hoffnung auf Erneuerung der alten Vertraulichkeit halfen ihm über seine leichte Verlegenheit hinweg, und neue Gestalten drängten sich zwischen Julien und ihn. Julie aber eilte zu ihrer älteren Schwester. „Hast Du ihn gesehen?“ fragte sie. „Ich erkenne keine Spur mehr von dem muthwilligen ausgelassenen tollen Jungen Robert in diesem ernsten gesetzten Manne.“

„Ich auch nicht meine Liebe,“ erwiderte Frau Loßmann; „aber ich gestehe, daß er mir nur dadurch gewonnen zu haben scheint. Wie männlich und besonnen und schön er ist! Man sieht ihm an, daß er viel gereist ist und in der großen Welt gelebt hat; er ist so ruhig und gefaßt, so maßvoll und zuversichtlich; und doch bescheidener als man bei einem Mann von seinem Vermögen erwarten durfte.“

—„Und sieh' nur, wie Henriette an seinem Arme hängt, mit welch leuchtenden Augen sie zu ihm emporblickt!“ flüsterte Julie; „wie sie sich auf den Zehenspitzen streckt, um neben ihm nicht allzu klein zu erscheinen! Wie sie die Verliebte spielt, um diesen Goldkäfer zu umgarnen.“

Frau Loßmann sah dem Paare begierig nach, dann sagte sie kopfschüttelnd zu der Schwester: „Dießmal, Julie, treibt Henriette Balder kein Spiel! dießmal hat der Liebesgott auch ihr stolzes Herz berührt. Sieh nur, wie sie die Farbe wechselt, wie Purpur und Blässe sich auf ihren Wangen jagen, wie ihr Busen wogt und ihre Hand zittert, und wie ihr Auge unverwandt an ihres Vetters Munde hängt! Sie hat zu lange ihr Herz verschlossen, und mit dem Feuer Anderer gespielt; jetzt lodert es in ihrem Herzen wie von Flammen. Aber er ist zu gut für sie!"

Die Akkorde eines Strauß'schen Walzers luden die Paare in den Tanzsaal, und der Reigen schlang sich dahin und trug in seinem Wirbel auch Henrietten und den Vetter. Der sonst so stolzen Henriette war zu Muthe wie einer Trunkenen; der Boden schien unter ihrem Fuße zu versinken und sie wähnte frei zu schweben an Vetter Robert's Arm. Sie hatte all der kleinen und großen Künste der Koketterie vergessen, welche sie gegen ihn in Anwendung zu bringen gedacht, und ihr Kopf hatte für nichts anderes mehr Raum als für seinen Anblick, von dessen Antlitz sie ihr Auge nicht mehr verwenden konnte. Und doch siegte sie vielleicht in ihrem Vorhaben nur um so mächtiger, obschon sie zu unterliegen schien. Sie die ausging zu fahen, war nun die Gefangene. — —

Die Tour war zu Ende, und erhitzt vom Tanze kehrte Henriette an des Vetters Arm zu der Kommerzienräthin zurück, welche kein Auge von dem Paare verwandt hatte. Ein junger Herr aus der Stadt eilte auf den Vetter zu, um in ihm einen ver-

meintlichen Jugendfreund zu begrüßen, und während die beiden Männer sich die Hände schüttelten, stürzte Henriette auf ihre Mutter zu und zog sie rasch in eines der stilleren kleinen Zimmer. Ihr Busen wogte, ihr Auge flammte, die Wange glühte hoch von der Erhitzung des Tanzes, doch höher noch von leidenschaftlicher Erregung, die beinahe alle Bande der Etikette sprengte. Sobald Henriette sich mit der Mutter allein sah, warf sie sich weinend an ihren Hals. „O Mama, Mama! wenn er mich nicht liebte! ....“ war alles, was sie hervorbrachte.

„Was ist Dir denn, mein Goldkind? Ist er Dir denn kalt begegnet?“

— „Nicht doch, Mama! er drückte mir ein um's andere Mal die Hand und preßte mich im Tanze an sich so innig, so zärtlich .... und doch so schüchtern, Mütterchen, und so befangen, wie ich es von dem kecken Robert von ehedem nie erwartet hätte!“

„Nun, das geht ja prächtig! Wo ist denn da ein Grund zum Weinen für Dich, meine süße Henriette?“ fragte die Mutter freudig. „Das erscheint ja bei euch beiden wie Liebe auf den ersten Blick! Das geht ja über Erwarten gut, wenn Robert ebenfalls so Feuer und Flamme ist, wie mein sonst so kühles und überlegtes Kind!“

— „O Mama, ich fühle es an meinem ganzen Herzen,“ flüsterte Henriette verschämt und barg ihr glühendes Antlitz an der Schulter der Mutter, „daß er nicht gleichgültig gegen mich ist, und doch .... ach, ich kann den Gedanken nicht fassen, Mutter! er steht mit seiner Ruhe und Sicherheit so hoch über mir!“

„Komm, mein Kind! fasse Dich! „Um's Himmels willen nur keine Scene, denn wir sind beobachtet. Laß uns schnell in den großen Saal zurückkehren! — Um Alles, was gibt es denn hier?“ fragte sie noch zwischen Thüre und Angel.

— „Eine kleine Störung, gnädige Frau! einen lauten Wortwechsel zwischen einem Gaste, wie es scheint, und einem Ihrer Diener,“ erwiderte ein Herr aus der Gesellschaft.

In dem Augenblick, wo die Kommerzienräthin den Empfangssaal betrat, ward die Flügelthüre desselben weit aufgerissen, und auf der Schwelle erschien der neue Vetter vom Lande wie ein zürnender Leu und schrie den Diener an: „Untersteh' Er sich dieß nochmals gegen mich, Er betreßter Schlingel, und ich gebe Ihm eins auf Seinen dicken Kopf, daß Er in die Mitte der andern Woche hineinfliegt!“ Damit schüttelte er eine ziemlich sehnige Faust gegen den Diener, welcher ihm den Eintritt in den Salon hatte wehren wollen. — „Schön'n guten Abend, ganze Gesellschaft, und nichts für ungut, wenn ich eben ein wenig laut war. Aber da bleibe der Geier geduldig, wann Einem solch ein Wicht von einem Diener mit den Fäusten droht. — Gott's Blitz, als ob ich nicht des Herrn Kommerzienraths leiblicher Neffe wäre, der Sohn von dem Pächter Christian Michael Balder in Wetterfeld, der keinem Menschen hier einen Pfennig schuldig! Als ob ich nicht wüßte, daß die Frau Tante Kommerzienräthin mir zu Liebe diese Gesellschaft gebeten hat, und sich der armen Verwandten ihres Mannes nicht schämt. Und nun grüß' Sie Gott, liebste Frau Base, und Gott-willkommen! Und

weil denn Niemand im Hause sich meiner annehmen wollte, so bin ich selber hergekommen und wollte nur der Frau Base sagen, daß der Schlingel von dickem Bedienten da drunten mir ein wahres Loch unter dem Dache angewiesen hat, und daß ich im Taubenschlage übernachten müßte, wenn nicht Bäschen Pauline mir ihr Stübchen eingeräumt hätte. Und dieß wollt' ich nur der Frau Base Kommerzienräthin sagen, damit sie dem bengelhaften Kerl eine ordentliche Pauke hält, denn ich weiß wohl, daß Sie es mit den Balder'schen nicht so schlecht meint.... Und nun Gott zum Gruß, Frau Base!" setzte er mit einem so kräftigen Schlag in die rasch ergriffene Hand der Kommerzienräthin hinzu, daß die Nähte an ihrem feinen Handschuh davon sprangen; „ei zum Geier, kennt mich denn die Frau Base nicht mehr? Ich bin ja der Rudolf, der zum Buchhalter auf der Fabrik verschrieben ist!"

„Ich weiß, ich weiß...." stammelte die Kommerzienräthin, die vor innerer Bewegung ganz blaß geworden war und förmlich zitterte. „Du bist mir willkommen, Neffe, aber Du hättest mir den Schreck ersparen können, den mir Dein heftiges Auftreten verursacht hat. Und dann, sieh' Dich einmal um und betrachte Deine Kleidung, und Du wirst gestehen müssen...."

„Daß ich kein hochzeitliches Kleid anhabe, ja, — zugegeben!" sagte der Vetter vom Lande und schlug seinen weiten schlotternden Paletot von blauem Matrosentuch auseinander. „Aber der grobe Kittel da hält warm, Frau Base, und ist bezahlt; und die schönen Frauenzimmerchen da und die geputzten Herrn

nehmen mir's nicht übel, wenn ich in diesem Aufzuge eintrete, wie ich eben von der Reise komme. Ich bin halt ein Bauernbub, und dem darf man so etwas nicht nachtragen. Und wozu auch mich am späten Abend noch in Staat werfen — bei Nacht putzen sich nur die Hirtenweiber, sagt man bei uns zu Hause. Darum fort mit all dem dummen Schnack, Frau Base! Wie geht es denn? wie stehts? Was machen denn die Mädels, Jettchen und Ida? und wo ist der Vetter Gottfried?"

Die Kommerzienräthin war keines Wortes mehr mächtig; sie sah um sich her theils sehr ernste und verstimmte, theils spöttische Gesichter; sie hörte kichern und lachen. Die erste Entrüstung der Gäste hatte sich in Humor und wohl auch in Schadenfreude verkehrt. Henriette glühte vor Scham und war zu dem andern Vetter geflüchtet, der absichtlich fern blieb, weil er den Gedanken nicht unterdrücken konnte, daß Robert den Scherz zu weit treibe, und weil er sein Betragen innerlich mißbilligte. „Robert, mein Freund! ich bitte Dich um Gotteswillen, entferne doch diesen Menschen mit guter Manier!" flüsterte sie ihm zu und klammerte sich an seinen Arm. „Es ist Papa's neuer Commis, — nur ein armer Bursche vom Lande, den der Papa aus Erbarmen in Dienst genommen hat und gar kein Verwandter von uns...

„Nicht doch, Cousinchen, es ist ja mein leiblicher Vetter! wir haben uns heute Abend schon begrüßt!" versetzte Robert. „Aber komm, wir wollen ihn besänftigen und in ein Nebenzimmer führen!"

Aber der Vetter vom Lande kam ihnen schon entgegen und rief: „O Herrjeh, das ist Jettchen, mein

herzliches Bäschen! Na, grüß' Dich Gott, mein Kind! Kennst mich wohl nicht mehr, und hab' Dich doch schon als Kind auf dem Arm getragen! Na, ich erkannte Dich sogleich wieder, denn Du bist eben nicht viel gewachsen, außer in die Breite! Sapperment, Du blühst ja wie 'ne Pfingstrose und bist so dick wie 'ne Dampfnudel! Dir scheint das Stadtleben gut zu bekommen, — besser als die Pension! aber nicht wahr, frische Weide macht fette Kälber! Viele Grüße von Louise und Mine, und den schwarzen Bock, auf dem Du damals in Wetterfeld so gerne geritten bist, hat man Micheli vor einem Jahre stechen müssen, weil er zu stößig geworden.... Alle Wetter und dort ist Idchen! Du lieber Himmel, was für ein Püppchen Du bist! so bleich wie Buttermilch und so dürr wie eine Binse! Jettchen kann Dir ja von ihrem Ueberfluß abtreten. Grüß' Dich Gott, kleiner Weißkopf! denkst Du noch daran, wie wir auf der Herrenwiese zu Wetterfeld mit einander die Gänse hüteten und Dich der graue Gänserich in den Arm biß, daß es blutete? Armes Närrchen, wähntest damals, Du müßtest daran sterben, und bist nun doch ganz groß und schmuck geworden! — Fritz läßt Dich grüßen und will Dir weiße Kaninchen mit rothen Augen schicken, die Du vordem so sehr liebtest! Wir haben daheim einen ganzen Stall voll von dem Ungeziefer — wühlen nur den ganzen Stallboden auf, die Biester...."

— „Komm, Vetter! wir wolleu Dich zum Oheim bringen, damit Du ihn begrüßen kannst!" sagte der angebliche Robert und setzte leise hinzu: „Genug des

Scherzes, Vetter, ich bitte Dich! die Tante kämpft mit einer Ohnmacht."

„Na, ich sehe schon, ihr wollt mich nur los werden, weil ich nicht zu Euch passe!" rief der Vetter vom Lande. „Ja wahrlich, ich passe auch nicht unter diese geputzten Püppchen da; aber mein Recht will ich haben, mein Recht, der Frau Base guten Abend zu sagen und Gott-willkommen, denn wenn ich auch nur ein Bauernbub bin, so weiß ich doch auch, was sich ziemt. Und nun, guten Abend, Frau Base und Bäschen dort, und nichts für ungut, ganze Gesellschaft!" Und damit brach der Vetter vom Lande in ein pfiffiges, wohlzufriedenes Lachen aus, ging hinaus und warf laut die Thüre hinter sich in's Schloß.

— „Ein abscheulicher Affront!" flüsterte eine der geputzten Schönen ihrem Tänzer, einem geschnürten Lieutenant, zu.

„Affront? mit nichten, meine Gnädige!" versetzte der Lieutenant. „Nur Komödie, heiteres Intermezzo, göttlicher Spaß — auf Ehre! Unsere stolze Wirthin bläht sich so gerne, aber dieß war ein magnifiker Dämpfer, ein praktisches Epigramm, das ihr auf Ehre! lebenslang ankleben wird. Der Schweinkerl war himmlisch, ganz wie ein Rüpel in der Komödie. Auf Ehre, man hätte ihn vor Vergnügen — prügeln mögen!"

— „Aber wie demüthigend für uns, Herr Baron! so erinnert zu werden, daß man sich wirklich wegwirft, wenn man die Einladungen von solchen Emporkömmlingen annimmt!" sagte die Mutter der jungen Dame, eine dicke Stabsoffizierswittwe mit rothem

Gesicht, die so eben zwei gehäufte Teller mit Ananaseis und Konfekt verarbeitet hatte.

„Zugegeben, Baronesse, aber man hat doch seinen Spaß dabei, speist gut Abendbrod und trinkt famösen Clicqot," sagte der Lieutenant und betrachtete durch den Zwicker unverschämt ironisch die Damen vom Hause, die unter den Nachwirkungen dieses Auftritts noch rathlos herumtrippelten.

— „Was meinst Du, Franz?" fragte Julie Fink ihren Bruder, „sieht dieß nicht aus, wie ein absichtlicher Schabernack?"

„Eine Maskerade schon vor dem Fasching," versetzte der junge Mann; „stünde nicht Robert Balder dort leibhaftig und als ein gesetzter Mann neben Henrietten, so möcht' ich darauf schwören, daß es einer seiner tollen Streich von ehedem wäre!

— „Der Muthwille scheint im Blute zu liegen," sagte Frau Dönning. „Der Vetter vom Lande erschien mir ganz und gar nicht so dumm als er sich gab, und seine Stimme erinnerte mich vorhin lebhaft an Robert Balder."

„Er ist pfiffig wie alle Bauern," sagte Franz Fink; „und die Strafe, wie derb sie auch sein mag, war nicht unverdient, denn die Geschichte mit dem Gastbett im Taubenschlag ist doch wahrlich charakteristisch."

— „Mein Gott, Robert, was müssen Sie von uns denken?" flüsterte Henriette, vor Erschütterung ganz bleich und so gedemüthigt, daß sie den Vetter gar nicht mehr zu dutzen wagte. „Welch ein Skandal vor allen unseren Gästen!"

„Laß es gut sein, liebes Bäschen! Diese Men-

schen hier sind zum größten Theil nicht werth, daß man sich um sie bekümmert — es sind Larven und Puppen nach der Mode. Sie werden auf eure Kosten nun lachen und sich schadenfroh amüsiren, wie sie auf eure Kosten speisten und tranken. Wer wird von solchen Menschen ein tieferes Gefühl erwarten?"

— „Dieser Auftritt hat uns vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht, — man wird unser Haus meiden, und uns nicht mehr einladen," sagte Henriette und ihre Stimme bebte vor Entrüstung.

„Ist es denn ein solcher Verlust, sich von diesen Leuten loszusagen, die nur eure Küche und Keller und eure schönen Gemächer verehren, nicht eure eigne Persönlichkeit?" fragte der Vetter. „Diese Art von Geselligkeit, liebe Henriette, ist die an sich werthloseste, denn man gewinnt damit nur Schmarotzer und Schmeichler, keine Freunde. Man muß zu seinem eigenen Blute stehen, wenn man sich Freunde auf andere Zeiten erwerben und erhalten will!"

—„Du hast recht, Robert; diese Ahndung kam nicht unverdient," sagte Henriette und blickte beschämt zu Boden. „Wir verdienten Tadel für die stolze Ungastlichkeit, womit wir die Aufnahme des Vetters Rudolph den fahrlässigen Miethlingen überließen; aber wer hätte geahnt, daß diese Strafe so einschneidend so öffentlich sein würde? .... Und doch haben wir kein Recht, uns zu beklagen! der Streich ist verdient. Aber ich bitte Dich, lieber Vetter, geh' zur Mama und tröste sie, denn sie ist ganz darnieder geschmettert, und nur Dein Zuspruch wird sie beruhigen!"

6.

Unten im Erdgeschoß saß der Kommerzienrath Balder bei der traulichen Abendlampe an seinem Schreibtische und rechnete und stöberte in verschiedenen Papieren. Die Musik des Balles tönte nur in gedämpften Klängen herab in die Hinterstube, und der alte Herr rückte jedesmal auf dem Stuhle ungeduldig hin und her, wenn schmetternde Akkorde der Blechinstrumente an sein Ohr schlugen.

„Onkelchen," tönte plötzlich eine Stimme schmeichelnd hinter ihm, „wollen Sie Ihr Abendbrod kalt werden lassen? Schon seit einer Viertelstunde steht das Essen dort auf dem Tische."

— „Ah, Du bist es, Pauline?" erwiderte der alte Herr aufblickend, und hätschelte freundlich des Mädchens Hand, die es auf die Stuhllehne hinter ihm gelegt hatte. „Du hast recht — ich hatte mich vergessen. Aber nun komm' und laß mich das Versäumte einholen."

„Und ich darf Ihnen serviren, bester Onkel, nicht wahr?" fragte Pauline.

— „Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Du mir Gesellschaft leistest, liebes Kind."

„Danke, danke, lieber Onkel! ich habe schon gegessen!" rief Pauline mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme und schickte sich zuthunlich an, dem alten Herrn seine einfache Mahlzeit zu kredenzen. Er aß mit der gemächlichen Bedächtigkeit eines Mannes, der nicht um des Vergnügens, sondern nur um der Gewohnheit und Nothdurft willen speist, und den andere ernstere Gedanken beschäftigen. Aber gleichwohl

konnte er doch nicht umhin, dabei mit den Augen Paulinens Bewegungen zu folgen, welche flink zwischen dem Anrichte- und dem Speisetische hin und her ging und in ihrem ganzen Wesen so viel ungesuchte Grazie und so viel liebevolle Besorgniß für ihren Wohlthäter verrieth. „Und hernach, Onkelchen, werden Sie wohl auch hinaufgehen zur Gesellschaft, nicht wahr?“ fragte sie.

— „Ich, Kind? mit nichten,“ erwiderte der Kommerzienrath entschieden. „Ist's nicht genug, daß ich es ertrage, wie sie mir mein schönes Geld da oben über meinem Kopfe vertanzen und verprassen? — soll ich es auch noch mit eigenen Augen ansehen und mich darüber ärgern?“

„Aber die — die Frau Kommerzienrath erwartet Sie doch!“ sagte Pauline. „Sie wird sehr ungehalten sein, wenn Sie nicht auf dem Balle erscheinen. Die Frau Kommerzienrath und die Fräulein scheinen sich köstlich zu amüsiren; Fräulein Henriette läßt den Herrn Robert gar nicht von ihrer Seite, und Fräulein Adelaide hat einen gar charmanten Cavalier, einen italienischen Grafen. Die Frau Kommerzienrath trug mir noch vor einer Viertelstunde auf, ich solle Sie heraufschicken, lieber Onkel!“

— „Dann sag' der Tante — doch nein, Du sollst es ihr nicht ausrichten, Kind! sie ist ohnedem Dir nicht allzusehr gewogen . . .“ sagte Herr Balder zerstreut. „Ich will ihr durch Stephan sagen lassen, daß ich keinen Fuß hinaufsetzen werde zu dem thörichten Fest . .“

„Nein, lieber Onkel, Sie werden sich eines Andern besinnen,“ erwiderte Pauline einschmeichelnd; „würden Sie nicht das Gerede der ganzen Stadt werden, wenn

Sie nicht hinaufgingen? Würde es nicht im höchsten Grade auffallen, wenn der Hausherr auf dem Balle fehlte, der eigentlich ein Familienfest sein soll? Würde man nicht daraus auf heimlichen Unfrieden in der Ehe schließen?"

— „Und wäre dieser Schluß nicht ein ganz gerechtfertigter?" fragte der alte Herr. „Wo hast Du denn den Frieden gefunden, der in meinem Hause herrscht, mein Kind? — Ich will diesen Gästen, allen diesen Schmarotzern und lauernden gezierten Larven, beweisen, daß ich diesem Fest fremd bin und es mißbillige, damit sie, wenn sie noch einiger Scham fähig sind, zu der Ueberzeugung kommen, daß sie meine Frau noch in ihrer Verschwendung ermuthigen . . ."

„Lieber Onkel, das ist Ihr Ernst nicht, — ich kenne Sie besser!" sagte Pauline beinahe traurig. „Sie sagen dieß nur jetzt in einer bittern Stimmung, aber wann Sie erst ruhiger geworden sind, werden Sie um des guten Scheins und um Ihrer Familienehre und um Ihrer Kinder und um Ihres Neffen Robert willen doch hinaufgehen und an dem Familienfeste theilnehmen."

— „Familienfest?" wiederholte er sarkastisch; „und Du, Paulinchen, stehst da in Deinem blauen Thibetkleide, die weiße Schürze vorgebunden, wie eine Dienerin, und tanzest nicht auf diesem Familienfeste, obschon Du zur Familie gehörst?"

„Ich bin auf dem richtigen Platze, Oheim; ich passe nicht unter die feinen vornehmen Leute hinein," gab Pauline zur Antwort. „Ich würde mich droben nur beengt und linkisch fühlen; darum ist es besser so, und die Frau Kommerzienrath hat ganz recht . . ."

„Die Frau Kommerzienrath? .... was für eine ceremoniöse Sprache? Warum nennst Du meine Frau nicht Deine Tante?

Das liebliche Mädchen erröthete verlegen und strich die Schürze glatt. „Lassen Sie mich lieber so sagen, bester Onkel, damit ich mich daran gewöhne!" sagte sie sanft; „die Frau Kommerzienrath hört dieß lieber ...."

„Wirklich?" rief der alte Herr; „und sie hat Dir dieß wohl bedeutet?"

— „Bitte, Onkelchen! der Braten wird vollends kalt!" rief Pauline; „bitte, essen Sie doch! ...."

Aber Herr Balder sah sie lange fest an mit einem eigenthümlichen Blicke, dann stand er auf, ergriff ihre Hand, zog sie zu sich heran, legte seine Rechte feierlich und mit einer tiefen Rührung auf ihr Haupt, hauchte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirne und sagte mit bewegter Stimme: „Ich verstehe Dich, mein liebes wackres Kind. Du bist ganz das Ebenbild Deiner theuren Mutter. So war auch sie in Deinem Alter, ganz Herz und Gemüth wie Du, ganz Hingebung und Herzensgüte! Gott segne Dich, mein Kind, und gebe Dir frohere Tage, als Deiner Mutter! — Gott, wie Vieles in meinem Leben stünde jetzt anders, wenn das Schicksal uns zusammen geführt hätte, Deine treffliche Mutter und mich, denn sie war meine Jugendliebe, und ihr Verlust warf mich in eine ganz andere Welt hinein! ... Sie war ganz wie Du, und ich sehe in allen Stücken in Dir nur ihr verjüngtes Ebenbild!"

„Gott segne Sie für alles das, was Sie um meiner lieben Mutter willen an mir gethan!" flüsterte

Pauline und küßte ihm inbrünstig die Hand, auf welche ihre Dankesthränen niederthauten.

„Daß doch wenigstens nur Eines meiner Kinder an Gemüth und Sinnesart Dir gliche, Pauline!" fuhr der Kommerzienrath fort; „so liebevoll und schlicht und fromm, so rührig und dienstfertig, so umsichtig wie Du! — Ich fasse es nicht, wie es so ganz anders kam. Ich so einfach und natürlich, und meine Kinder solch verschrobene Zierpuppen!"

— „Nicht war, Onkelchen, Sie gehen hernach auf einen Augenblick hinauf zu den Gästen?" fragte Pauline, um des Oheims Gedanken eine andere Richtung zu geben, „Sie gehen, nicht wahr? wär's auch nur mir zu Liebe und wegen des Herrn Robert . . ."

„Ach ja, Robert! er ist also da? Warum kam der Junge nicht, um mich zu begrüßen?"

— „Vermuthlich, weil er Sie oben vermuthete," sagte Pauline. „Ich hörte, wie die Frau Kommerzienrath ihn bitten ließ, sogleich herunter in die Säle zu kommen, sobald er einen Imbiß genommen und sich umgekleidet habe."

„Natürlich! sie hat es wohl kaum erwarten können, mit ihm vor ihren Gästen zu prunken!" sagte Herr Balder nachdenklich. „Und Du hast ihn gesehen? Wie sieht er aus? Wie gefällt er Dir? Ein fixer Junge, nicht wahr?"

— „O ja, Onkelchen, er sieht Ihnen sehr ähnlich. Ein schöner Mann, und dabei so fein, so bescheiden!"

„Bescheiden?" fragte der alte Herr; „da muß sich der Junge gewaltig verändert haben, denn früher war er keck wie eine Fliege, und resolut und gradaus wie ein . . . na, wie ein wackerer deutscher Junge, der

er ist, trotzdem er in Holland geboren und aufgewachsen."

— „Das päßte eher auf den Vetter Rudolf, der mir wenigstens besser gefällt," sagte Pauline lächelnd und mit einem unwillkürlichen Erröthen.

„Wie, Rudolf ist auch schon da und hat mich noch nicht aufgesucht?"

— „Er aß mit Robert, und der muß ihn veranlaßt haben, daß er sich auch der Frau vom Hause vorstelle," fuhr Pauline fort; „und so ging er hernach auch herunter in die Salons, wo ihn Franz nicht einlassen wollte, weil .... weil er nicht im Frack kam. Da hub er einen gewaltigen Lärm an und sagte: wenn die Tante auch ihn nicht willkommen heißen wolle, so dürfe er es wenigstens nicht am nöthigen Respekt fehlen lassen, und dann sprach er etwas vom Mahomet und von einem Berg, wie: wenn der Berg nicht zu Mahomet kommen wolle, so müsse Mahomet eben dem Berge nachlaufen, oder so etwas. Genug, die ganze Dienerschaft lief über den Lärm zusammen, und wollte ihn nicht einlassen; aber am Ende ertrotzte Herr Rudolph es doch, denn keiner von den Leuten wagte sich an ihn."

„Und das hätte er gethan? Rudolph?" fragte der Kommerzienrath erstaunt. „Das sieht ja dem Jungen gar nicht gleich! das wäre eher ein Stückchen von Robert."

— „Von Herrn Robert? Ach, mein bester Onkel, dem sähe so etwas nicht gleich," sagte Pauline und schüttelte lächelnd den Kopf. „Solch ein feiner, sanfter, glatter, junger Herr! ein Zuckermännchen!"

„Der ein Zuckermännchen und Rudolph ein solcher

Rauschebart?“ fragte Balder kopfschüttelnd; „dann sind die Jungens wahrlich ausgetauscht. Wenn Du nicht meine gute, aufrichtige, wahrhaftige Pauline wärest, so könnt' ich es nicht glauben....“

— „Nun, so fragen Sie ihn selbst! da kommt er ja, der Herr Vetter Rudolph!“

„Aha! ich komme wie der Wolf in der Fabel?“ fragte der Eintretende und eilte auf den Kommerzienrath zu, dem er mit dem herzlichsten Willkommensgruße recht kräftig die Hand schüttelte. „Da bin ich nun, Onkelchen, und freue mich aufrichtig, meinem väterlichen Freund und Wohlthäter einen kleinen Theil meiner großen Verpflichtungen abtragen zu können!“

— „Wie Du herangewachsen bist, Junge! so kräftig und stattlich, und so ganz anders! Fast hätt' ich Dich nicht wieder erkannt. Nur der allgemeine Familienzug, sonst aber auch keine Spur mehr von dem frühern sanften, schüchternen Knaben!“

„Ei natürlich, bester Onkel! die Blödigkeit verlernt sich draußen in der Welt, und wenn man längere Zeit in England gelebt hat, wird man wider Wissen und Willen mehr oder weniger derb und bengelhaft. Die liebe Frau Tante wenigstens wird dieß finden wollen, weil ich ihr ein Bißchen unvermittelt in ihre Salons hereinfiel.“

— „Also wirklich?“ fragte der Kommerzienrath mit unwillkürlichem schadenfrohem Lächeln; „Du warst also oben, und in diesem Aufzuge?“

„Ei natürlich! ich wollte doch mit eigenen Augen sehen, ob die Frau Tante sich wirklich so wenig aus mir mache!“ rief Rudolf; „denken Sie sich, bester Onkel, daß ich Mühe hatte, nur Zutritt in Ihrem

Hause zu bekommen, daß ich mich erst mit verschiedenen Bengeln von Dienern ereifern mußte, ehe mir ein Unterkommen angewiesen ward in einer Art Taubenschlag im Kniestock, und daß ich, durchfroren und hungrig wie ich war, nicht einmal der Wohlthaten eines warmen Ofens und Abendbrods theilhaftig geworden wäre, ohne dieses liebe Bäschen da, meine barmherzige Samariterin . . ."

— „O stille, stille, Vetter!" bat Pauline halb verlegen.

„Die mir sogar ihr eigenes schmuckes Stübchen einräumte, damit die liebe Frau Tante wenigstens nicht vor dem armen Neffen erröthen sollte!" fuhr Rudolf lebhaft fort. „Ich gestehe, bester Onkel, die Schilderung, welche Sie mir von der Zärtlichkeit und dem Wohlwollen der Tante für arme Verwandte machten, ist von der Wirklichkeit noch übertroffen worden. Ein Glück daher, daß ich Ihres Wohlwollens gewiß bin, und als Ihr Buchhalter mehr mit Ihrem Geschäft als mit Ihrer Familie in Berührung kommen werde!"

Des Kommerzienraths Züge verfinsterten sich. „Laß es gut sein, Rudolph!" sagte er. „Ich werde Dir Genugthuung verschaffen! daß Du auf dem Ball der Tante so erschienst, im Reiseanzug . . ."

„Und ungebeten, ungeladen!" fiel ihm Rudolph in's Wort.

— „Das hat die stolze Frau, die so sehr auf Formen sieht, natürlich beleidigen müssen!"

„Aber folgerichtig konnt' ich doch in dem ungeheizten Bodenkämmerchen, das sie mir anweisen ließ, und das ich ohne des Bäschens Herzensgüte hätte

einnehmen müssen, keine Toilette machen, ohne mir einen tüchtigen Schnupfen oder Rheumatismus zu holen!" sagte Rudolph lächelnd.

— „Na, schon gut! ich sehe, Du hast Temperament und wirst der Tante nichts schenken — wozu Du auch von mir aus vollkommen autorisirt bist!" erwiderte der Kommerzienrath. „Sie wird am Ende wohl oder übel andere Saiten gegen Dich aufziehen müssen, denn Du bist ihr gewachsen, wo nicht überlegen. — Aber nun komm', setz' Dich hieher, und mach' Dir's bequem. Dort sind Cigarren, hier Wein, und Pauline mag Dir Gesellschaft leisten, bis ich wieder herunter komme, denn sie ist Dir sichtlich gewogener als die Tante!"

„Wirklich, Bäschen? ist die Neigung gegenseitig?" fragte Rudolph, erfaßte ihre Hand und sah ihr offen und freundlich in die Augen.

— „Und warum nicht?" fragte sie. „Es genügt mir zu wissen, daß Sie ein Verwandter meines herzensguten Onkels sind, ein Neffe, auf welchen er so große Stücke hält, damit ich Ihnen schon um des Onkels willen gut bin!"

„Und um meiner selbst willen nicht auch ein klein wenig, Bäschen?"

— „Ach, gehen Sie! welche Frage!" flüsterte sie und blickte verschämt zu Boden. „Wir kennen uns ja kaum!"

„Und hab' ich selber denn gar nichts, was Sie mir freundlich stimmen könnte?" fragte er leise die mit abgewandtem Gesicht dastehende und erglühende Pauline. Sie zögerte einen Augenblick, dann aber wandte sie ihm ihr freundliches Antlitz zu, sah ihn mit ihren

treuen blauen Augen offen und theilnehmend an und sagte:

„Und doch, Vetter! Wenn Sie nichts andres wären, als ebenfalls einer der armen Verwandten des Onkels, so würd' ich Ihnen schon gut sein, denn .... denn — es ist vielleicht undankbar von mir, es zu sagen, aber ich kann mir nicht helfen, ich fühle es einmal — es thut Einem in diesem Hause wohl, wenn man auch außer dem Onkel noch eine Seele hat, die Einem freundlich und theilnehmend begegnet!"

Rudolph sah eine stille Thräne in ihren langen seidenen Wimpern zittern, welche eine größere Beredtsamkeit entwickelte, als ganze Bücher gethan haben würden. „Liebes, herziges Bäschen! wie gut Sie sind!" flüsterte er mit einem warmen Händedruck. „Es ist also die Freimaurerei des Unglücks, die mir Ihre Freundschaft und Sympathie verschafft."

„Sind Sie denn unglücklich, Vetter?" fragte Pauline besorgt.

— „Ich? keineswegs! Aber Sie, bestes Bäschen?"

„O, ich gar nicht so sehr," sagte Pauline. „Der Oheim liebt mich wie ein Kind, und ich mache mich nützlich, wo ich kann, und die kleineren Kinder sind mir gut, und in einem so großen und vornehmen Hause muß man sich darauf gefaßt machen, auch Leute zu treffen, die Einem nicht ganz gefallen, und man muß sich gewöhnen, auch mit solchen Leuten zu leben."

— „Das ist nur eine Wohlredenheit, Bäschen, ein Euphemismus, der da besagen will: man muß sich auch in das Widrige schicken. Aber sagen Sie, Pau-

linchen, wie kommen Sie denn eigentlich hieher?" setzte er hinzu, und dachte auf diese Weise am besten etwas Näheres über das Mädchen erfahren zu können, das ihn so sehr interessirte.

„Wie ich hieher komme?" wiederholte sie und ein Schleier von Wehmuth und Ernst überflog ihr freundliches Antlitz. „Hat Ihnen denn Onkel Christian nicht geschrieben, daß ich eine Waise geworden bin — eine vater- und mutterlose Waise?"

„Nein, fürwahr, das wußt' ich nicht," versetzte er mit inniger Theilnahme und drückte ihr die Hand; „arme, arme Pauline! welch ein hartes Loos!"

„Es wäre ein hartes Loos gewesen, wenn sich nicht der Onkel Kommerzienrath meiner angenommen hätte. Aber kaum hörte er von meines Vaters Tode, — denn meine liebe Mutter war schon vor zwei Jahren gestorben, — so schrieb er, ich solle hieher kommen. Er wußte, daß mein Vater als ein niedriger Beamter nicht im Stand gewesen war, ein Vermögen zu sammeln, und das Bißchen Vermögen meiner Mutter war nach und nach in die Wirthschaft eingebrockt worden, und die kleine Pension kam nur meinem jüngsten Bruder zu gut. Da hätt' ich denn unter Fremden dienen müssen, wenn der Onkel sich nicht meiner erbarmt und mir ein Unterkommen in seinem Haus gegeben hätte. Die Tante wollte mich zur Gouvernante ausbilden lassen, allein ich hatte keine Gaben und keine Lust dazu, und der Oheim wollt' es glücklicherweise auch nicht zugeben."

„Und er hatte Recht!" rief Rudolph. „Gouvernante? erste Haussklavin hochmüthiger Emporkömmlinge, Mädchen für Alles, Marterholz für die Launen

herzloser Mütter, — welch ein kümmerliches Loos! Und dann ein Mädchen von Ihrer Jugend, Ihrem vertrauensvollen sanguinischen herzlichen Wesen, hinauszustoßen in die verdorbene Welt der Vornehmthuerei — das wäre ein Frevel sonder gleichen gewesen, und ich bin froh, daß der Oheim dies nicht zugab. Aber ehrlich gestanden, Paulinchen," setzte er dann heiterer hinzu, „ich bin in die Genealogie unserer Familie noch nicht genugsam eingeweiht, um zu wissen, auf welche Weise wir beide eigentlich verwandt sind!"

„Wie, das wissen Sie nicht, und doch sind unsere Eltern so genau befreundet gewesen, und ich war so oft bei Onkel Christian in Wetterfeld?" rief Pauline lebhaft, froh daß die Unterhaltung eine andere Wendung nahm. „Erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie wir uns das letzte Mal sahen? damals bei der großen Schlittenfahrt, wo der Vater und die anderen Förster nach Wetterfeld kamen und wir auf Ihrem Hofe abstiegen? Es war gerade um Weihnachten, ehe Sie nach England gingen, und ich war noch so klein! . . ."

„Ach ja, ja wohl!" rief Rudolph hastig und suchte den Standpunkt des Gesprächs zu verrücken, weil ihn diese Specialitäten etwas verlegen machten. „Und wir duzten uns damals, und haben wir nicht damals zusammen getanzt?"

„Ganz richtig, und Sie kamen hernach zu uns auf den Forsthof, auf die Jagd, und versprachen mir, wenn Sie einen Rehbock schößen, so wollten Sie mir von England aus eine recht schöne englische Scheere schicken — aber Sie haben nicht Wort gehalten!"

„Ah, das war sehr schlecht von dem Rudolph!" rief dieser mit komischem Ernste.

„Natürlich, Sie haben es vergessen!"

„Nein, Bäschen, Sie sollen das schönste Etui voll englischer Scheeren bekommen, aber unter Bedingungen!"

„Nun? und welche Bedingungen?"

„Erstens müssen Sie mir das Räthsel unserer verwandtschaftlichen Bezüge lösen, sodann mir versprechen, daß die Scheeren unsere Freundschaft nicht entzweischneiden, und dann mir wieder das alte brüderliche Du geben!"

Pauline lächelte; „Da werd' ich mich schon noch länger mit deutschen Scheeren behelfen müssen, denn die letztere Bedingung wird nicht zu erfüllen sein. Es schickt sich nicht mehr, Sie zu duzen, denn ich bin kein Kind mehr, und dann — die Leute hier im Hause. Und ferner sind wir beide eigentlich gar nicht verwandt. Onkel Gottfried, der Kommerzienrath, war Commis bei meinem Großvater in Laubheim bei Wetterfeld gewesen, und hat meine Mutter heirathen wollen, aber der Großpater gab sie ihm nicht, weil er kein Vermögen noch Geschäft hatte, und das nahm sich der Onkel zu Herzen und ging in's Ausland. Später aber warb der Förster Hain um meine Mutter und sie willigte ein, weil sie von Gottfried Balder nichts mehr gehört hatte. Und als dieser später nach Laubheim kam, fand er meine Mutter schon verheirathet, und als Mutter mehrerer Kinder. Aber sie war ihm noch immer gut, und wußte es einzuleiten, daß er eine Halbschwester meines Vaters heirathete, mit der er sehr glücklich lebte.

Das war des Oheims erste Frau. Und so sehen Sie denn, daß ich eigentlich mit Ihnen so wenig verwandt bin, als mit der Kommerzienräthin und den Fräulein vom Hause, und so," fügte sie lächelnd hinzu, „kann die Scheere, die ich nicht zu verdienen im Stande bin, auch keine Freundschaft entzweischneiden."

„Und in welcher Eigenschaft sind Sie denn hier, Paulinchen?"

„Eigenschaft? Ei nun, ich lege überall mit Hand an, führe mit der Gouvernante die kleinen Kinder spazieren, nähe das Weißzeug und die Kleider, sticke die Chemisetten und Vorärmel der Cousinen — der Fräulein vom Hause, wollt' ich sagen — plätte, koche, backe, und mache mich nützlich, wo ich kann und wo mir ein kleiner Wirkungskreis zufällt, und habe keinen andern Ehrgeiz, als den guten Onkel zu bedienen und mir immer zum Gönner zu erhalten."

„Das heißt also mit andern Worten: Sie sind so eine Art unbezahlter Dienstbote bei der stolzen Kommerzienräthin!" sagte Rudolph mit Stirnrunzeln. „Man läßt Sie arbeiten und gibt Ihnen zu verstehen, daß Sie für das, was Sie hier genießen, eigentlich nicht genug arbeiten können!"

„Ei, ei, was das für herbe, garstige Ausdrücke sind!" rief Pauline tadelnd und mit halb verlegenem Erröthen. „Was ihr Männer doch gleich so streng und entschieden urtheilt! So schlimm ist es wirklich nicht, obschon ich leider glauben muß, daß ich von den Damen des Hauses nicht gerne gesehen bin!"

„Aber warum sind Sie heute nicht oben bei dem

Feste, wo man doch Ihrer ordnenden Hand sehr bedürfen möchte?"

„Das hat seine besonderen Gründe!" versetzte Pauline. „Heute ist wieder ein Tag, wo die Dienerschaft beinahe ebenso viel aus dem Hause schleppt, als die Gäste verzehren, und da haben mich jene — den Stephan an der Spitze — wieder bei der Tante verleumdet, daß sie mich heruntergeschickt hat, und es ist mir gar nicht unangenehm, daß ich um so ungetheilter dem guten Oheim meine Sorgfalt widmen darf!"

Rudolph nickte bedeutsam und gedankenvoll, und erschien nicht mehr sehr gesprächig. Gleich darauf kam der Kommerzienrath wieder herunter, verdüsterter als zuvor. „Wie, Neffe, Du hast weder getrunken, noch geraucht?" fragte er, während er die weißen Glacéhandschuhe auszog. „Geh, Pauline, besorg' uns einige Gläser Punsch und laß uns dann allein — wir wollen nun von Geschäften reden. Häusliche Sorgen und Geschäftssorgen, — das sind die beiden Pole, zwischen denen mein Leben hin- und herschwankt!" setzte er mit einem Seufzer hinzu und fuhr über die Stirn. „Droben die tolle Lust, und hier die volle schwere Last!"

„Onkel, laden Sie einen Theil derselben auf meine Schultern ab!" bat Rudolph.

„Dazu bist Du auch ausersehen, mein Neffe! Und nun setz' Dich hieher, wenn Du nicht müde bist, rauch Eins und laß uns plaudern!"

7.

Als Robert Balder um zwei Uhr Morgens sich von den Cousinen und der Tante verabschiedet hatte in den leer gewordenen festlichen Räumen, und auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er hier noch Rudolph vor, welcher mit starken Schritten auf- und abging, dichte Wolken aus seiner Cigarre blies und von unruhigen Gedanken bewegt schien.

„Wie, Du noch munter, Vetter?" fragte er Robert; „und so hast Du den Abend allein zugebracht?"

„Keineswegs, ich war unten beim Oheim, und wir sprachen von allerlei Dingen, die ich mir seit Mitternacht hier oben noch überlegt habe. Allein davon ein ander Mal! Du sollst mir von dem Balle erzählen, für welchen ich nicht courfähig bin. Die Tante ist wüthend auf mich, den sie so abblitzen ließ?"

„Jenun, Vetter, ich denke, Du selbst gingst zu weit: die Tante ist nicht so schlimm als Du wähnst. Du hast ein Vorurtheil gegen sie. Es that mir so leid, daß alles so gekommen ist, und ich bereute, mich auf den Scherz eingelassen zu haben; fürwahr, hättest Du nicht mein Wort gehabt, so würd' ich geradezu Henrietten und der Tante alles gesagt haben...."

„Bah, dann hättest Du Dir selbst am meisten geschadet, — und wie war die Tante gegen Dich?"

„Von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, von einer Familiarität, die ich gar zu gern Dir gegönnt hätte, damit Du eine bessere Meinung von ihr bekommst!"

„Sehr freundlich von Dir; aber ich kenne die

Tante schon genugsam. Und wie stehst Du mit Henrietten, Vetter? wie findest Du sie?"

„Sie ist charmant, ein herrliches Mädchen, so geistvoll und sicher, so voll Zuversicht und Selbstgefühl und doch wieder so hingebend und gefühlvoll ...."

„Gegen den vermeintlichen Besitzer einer halben Million, — natürlich!" sagte der echte Holländer-Neffe trocken. „Allein um kurz zu sein: Du liebst sie? Liebe auf den ersten Blick, he?"

„Bah, Vetter! bedenk' doch: wir kennen uns erst einige Stunden .... eine Ballbekanntschaft ...."

„Die gewöhnliche Einleitung eines Verlöbnisses, Wetterfelder Vetter! Ziere Dich nicht, sondern sprich offen: glaubst Du einigen Eindruck auf sie gemacht zu haben?"

„Wahrscheinlich," versetzte der Wetterfelder bescheiden und doch mit freudigem Bewußtsein. „Nach der Art und Weise, wie sie sich gab, wie sie mich bevorzugte, auszeichnete, glaub' ich annehmen zu dürfen, daß sie mir gut ist!"

„Und Du möchtest sie heirathen, Vetter? ..."

„Ich? Oh, welch eine Idee von dir, Robert! ich, ein armer Teufel, ihrem Vater zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, als Buchhalter hieher verschrieben, wie soll ich mir etwas Derartiges einfallen lassen?"

„Wetterfelder Junge! das ist ja kein Ding der Unmöglichkeit!"

„Doch, doch, Robert! erwäg' doch: das schöne stolze Mädchen, aufgewachsen im größten Ueberfluß, gewöhnt jeden Wunsch im Handumwenden erfüllt zu

sehen, voll Verstand und Geist, voll Ehrgeiz, — und ich, der einfache Commis, der nichts besitzt, als ein ehrliches treues Herz und sein Bißchen Fleiß und Kenntnisse und guten Willen!..."

„Das ist mehr als die meisten Freier um die Töchter reicher Emporkömmlinge haben!" fiel ihm der echte Holländer lebhaft in's Wort. „Besser, Du biederer ehrlicher Junge, setzest Dich in des Oheims ausgedehntes Geschäft herein, als solch ein Hohlkopf von Cavalerie-Lieutenant oder Roué von Diplomaten! In Dir gewänne Onkel Gottfried eine Stütze und später einen Bundesgenossen gegen seine übermüthige verschwenderische Frau. Und dann, wenn Henriette wirklich nicht das eitle herzlose Ding ist, für welches ich sie heute halte, — wenn eine ernste Neigung sie wirklich im innersten Wesen erfaßt, und dem Herzen das Uebergewicht verschafft über den kalten berechnenden Verstand, — dann ist gewonnen Spiel, dann kann Vieles abgewandt und noch alles gut werden!..."

„Vetter, ich verstehe Dich nicht!" rief der Wetterfelder; „wovon redest Du denn eigentlich?"

„Laß es gut sein, ich denke und grüble laut, Rudolph," sagte der echte Holländer. „Die Zeit ist eine mächtige Zauberin; sie kann Dinge schaffen, die zuvor in's Reich der Träume zu gehören schienen. Es können Zeiten kommen, Vetter, wo Du noch als Schwiegersohn des Oheims willkommen geheißen würdest!"

„Du wirst immer räthselhafter, Robert! Und woher denn diese Unruhe, diese Aufregung?"

„Frage nicht, laß mich einfach gewähren, und

vertraue Dich mir an!“ erwiderte Robert und drückte ihm herzlich die Hand. „Ich will Dir wohl, und wenn es Dich glücklich machen kann, Henriettens Hand und Herz um ihrer selbst willen zu erringen, so will ich Dir helfen. Sag' an, glaubst Du ihr Herz erwerben zu können und würde es Dich glücklich machen?“

„Ja,“ versetzte der Wetterfelder froh und feierlich.

„Nun denn, so füge Dich in Alles, was ich mit Dir vornehme! Willst Du, so schlag' ein!“

„Topp! ich vertraue Dir, und Du sollst keinen Undankbaren in mir verpflichten,“ erwiderte der Wetterfelder. „Was muß ich thun?“

„Morgen früh abreisen.“

Rudolph staunte. „Nicht möglich! Wie kann denn dieß mich zum Ziele führen?“

„Es muß sein, keine Widerrede!“ versetzte Robert und nahm aus seiner Tasche ein Billet von tausend Francs. „Hier ist Dein Reisegeld, morgen früh erhältst Du noch einige Empfehlungen an meinen Geschäftsmann in Amsterdam. Du reisest statt meiner nach Holland, siehst Dir dort Land und Leute an und gehst dann nach Belgien. Du schreibst täglich an Cousine Henriette, machst ihr schriftlich in bester Form den Hof, wirbst um sie als R. Balder schlechtweg, aber im Charakter des Holländer Vetters, und ich bleibe hier an Deiner Stelle und werde als angeblicher Wetterfelder Neffe des Onkels Buchhalter.“

„Aber, bester Vetter! . . .“

„Kein Aber, Rudolph! überlaß Dich meiner Führung, und der Preis für diese Einräumung sei Henriettens Hand. Sie wird Dir antworten, denn Du

gibst ihr die Adressen und Etappen Deiner Reise an, und der schriftliche Austausch wird kein Nachtheil sein. Der Feder entgleitet oft mehr wahres Gefühl als der Zunge, zumal wenn uns Berg und Thal scheiden. Oft auch freilich das Gegentheil! — Ein Kreditbrief von mir schafft Dir die Reisemittel, und wenn Du Deine Muße recht nützest, wird es in keiner Weise Dein Schade sein!"

„Aber sag mir nur, lieber Vetter, muß denn dieß wirklich sein?"

„Es muß! Der tolle Streich ist einmal begonnen und muß weiter geführt werden. Der Oheim, der mich bona fide für Dich hielt, weil er mich schon seit Jahren nicht mehr gesehen, hat mir Dinge anvertraut, welche nur dem vertrauten Neffen Buchhalter, nicht dem Neffen Kapitalisten bestimmt waren, der eine große Summe in seinem Geschäft stehen hat und den man mit Henriettens Hand vollends zu angeln wünscht — letzteres Projekt traue ich jedoch nur den Damen zu, wohlverstanden, denn den Oheim halt' ich für allzu loyal zu einem solchen Plan. Was mir der Onkel anvertraute, sind Dinge, welche zu gestehen den alten Herrn eine furchtbare Ueberwindung, einen entsetzlichen Kampf gekostet haben mag, den ich ihm nicht zum zweiten Male zumuthen will. Es ist Ehrensache für mich, daß ich die Rolle fortspiele, die ich begonnen, und ihm die Enttäuschung erspare, die für ihn grausam, einschneidend sein würde. Begreifst Du nun?"

„Noch nicht ganz, aber ich ahne die Sachlage, und unterwerfe mich Deiner Verfügung. Du bist ein edler, guter Mensch, und mir an Willenskraft

und Lebenserfahrung überlegen! Du kannst es trotz Deiner Ironie und Deiner kleinen Pique auf die Tante doch nicht böse mit ihnen meinen!"

„Meiner Treu, nein! Ich will ja nur der Arzt sein, welcher ihr den Staar sticht!" rief der Holländer Vetter. „Der gute Onkel ist zu willensschwach, um diese bethörten verwöhnten Frauenzimmer von dem Abgrunde zurückzureißen, an dessen Rand sie schwindelnd stehen. Es muß eine rauhe, feste Hand sein, die den wilden tollen Rossen dieses Wahnwitzes in die Zügel fällt, wenn nicht alles verloren sein soll!"

„Stehen denn die Angelegenheiten des Oheims so schlimm?" fragte der echte Wetterfelder bestürzt.

„Hm, wer kann heute sagen, ob er morgen noch stehe!" rief Robert. „Die Krisis, welche heranzieht, kann furchtbare tiefgehende Folgen haben. Es handelt sich darum, die Mittel zu schaffen, daß der Oheim mit seinem weitverzweigten umfassenden Geschäfte über die Krisis hinüberkomme! Guter Rath und Besonnenheit allein thun's nicht, es muß auch Geld dahinter stehen, und dieß kann ich gottlob liefern. Also thu' mir den Gefallen, lieber Vetter, und laß mich gewähren."

„Ich fürchte nur, der Oheim wird die Vertauschung unserer beiden Persönlichkeiten bald bemerken," meinte der Wetterfelder, „und dann wird er mir böse werden . . ."

„Ich nehme alle Verantwortung auf mich, und er schien ja heute Abend den Betrug nicht zu bemerken!"

„Allein er kennt unsere beiden Handschriften — dieß muß uns verrathen!“ sagte Rudolph.

„Verwünscht!“ rief Robert und schlug sich vor die Stirne; „Du hast recht, an dieses besondere Kennzeichen hab' ich nicht gedacht. Indeß ist hier zu helfen! Laß uns unsere Handschreiben verglichen! Dein Notizbuch, Vetter, oder einen Brief von Dir!“ rief er und zog zugleich sein eigenes Taschenbuch hervor. „Sieh nur, welch ein merkwürdiger Zufall! Wir haben beide dieselbe eigenthümliche fließende englische Correntschrift angenommen, die beinahe allgemein gleich ist — sieh nur her, eine Familien-Aehnlichkeit, wie unter Hühnereiern!“

Rudolph verwunderte sich baß über diesen Zufall, und seinem besonnenern phlegmatischeren geistigen Wesen leuchtete die Durchführung des Planes nun etwas mehr ein, welchen sein sanguinischer Vetter ersonnen hatte. Doch schien ihm noch ein Hintergedanke das Eingehen auf Roberts Vorschlag zu erschweren: die Erinnerung an den Abschied von Henrietten. „Ich wollte nur, Vetter! Du könntest mir noch Einen Tag zugeben,“ sagte er zu Robert; „bedenke, es ist doch hart, Henrietten nur im Gewühl und Lärm eines Balls gesehen und gesprochen zu haben, und nicht auch unter vier Augen im Hauskleide!“

„Ja wohl, armer Vetter! ich muthe Dir da allerdings ein allzugroßes Opfer zu, — Scheiden ist eine harte Probe für einen Verliebten,“ versetzte der echte Holländer lächelnd. „Wohlan denn, Du sollst den morgenden Tag noch ganz für Dich und Deine Liebe haben, mit der Bedingung jedoch, daß Du die Nothwendigkeit Deiner Abreise schon beim Frühstück an-

kündigst, und Dich durch keinerlei Bitten und Einflüsse von Seiten der Frauen in Deinem Vorhaben wankend machen lässest. Verstehst Du mich, Vetter? Eiserne Konsequenz ist ein Grundzug des Charakters, den Du vertrittst, und Du darfst mir keine Schande machen. Schütze die Krisis in der Handelswelt vor, die Nothwendigkeit rascher Fürsorge für Deine Geschäfte und Dein Vermögen, zumal nach solch langer Abwesenheit! Bedenke, daß Du nicht bleiben darfst, ohne Dich unwillkürlich zu verrathen. Ich habe hier gelebt, habe Freunde und Bekannte hier, die mich in Deiner Person wieder aufsuchen werden; man wird auch nach den Reisen fragen, die ich gemacht, sich nach den Ländern erkundigen, die ich gesehen habe, und so liegt bei längerem Verbleiben für Dich die Gefahr einer Entdeckung unseres Scherzes stündlich nahe. Und ist dann nicht alles für Dich verloren? Wird Henriette, wird die Tante Dir das Quiproquo vergeben, und wird der Buchhalter von der Fabrik je wieder zu Gnaden kommen auf dem Landhause, wenn er nicht zuvor durch die zärtlichsten innigsten Briefe einen unauslöschlichen Eindruck auf Henriettens stolzes Herz gemacht hat?"

„Du hast recht, mein lieber wackerer Vetter! ich ergebe mich ganz in Deinen Plan," rief Rudolph lebhaft; dann aber setzte er mit einem bedenklichen zweifelnden Zögern hinzu: „Und doch, wie soll das alles enden? Werden Oheim und Tante mir die Täuschung vergeben, wann sie einst an den Tag kommt?"

„Dafür laß mich sorgen, Rudolph!" erwiderte der Holländer. „Mein Plan geht weiter, als Du

jetzt siehst; der Oheim und sein Geschick werden bis dahin in meiner Hand sein, und ich hoffe alles zu Aller Heile hinauszuführen. Ich verpfände darauf meine Ehre und mein Vermögen. Vergiß nur Du nicht Vetter, daß Dein Urbild Robert ein ganz einfacher schlichter Mensch von wenigen Bedürfnissen und Ansprüchen ist, welcher auch von seiner Zukünftigen ähnliche Einfachheit wünscht und verlangt. Und nun gute Nacht! Gut Glück zu unserem Vorhaben! Alles weitere dann schriftlich!"

8.

Der Rest dieser Nacht sah mehre der uns vorgeführten Personen sich schlummerlos auf ihrem Lager wälzen und in einsamen Gedanken sich ergehen. Rudolf und Henrietten ließ die erwachende Liebe nicht schlafen, den Kommerzienrath hielten die Sorgen wach, Ida schrieb Sonnette an den Grafen Damiani, Robert brütete über seinem Plane, und die Kommerzienräthin war aus dem ersten Schlummer durch einen häßlichen Traum geschreckt worden, der ihr vorgegaukelt hatte, sie sei plötzlich arm gewesen und habe ihr Brod vor fremden Thüren betteln müssen, ihre jüngeren Kinder an der Hand, und die Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen ihres Gatten, dieses „Gesindel," auf welches sie seither mit souveräner Verachtung herabgesehen hatte, seien höhnend und scheltend hinter ihr her gerannt, haben mit Koth und Steinen nach ihr geworfen, sie verflucht und ihre jetzige Armuth nur die Sündenschuld ihres früheren herzlosen, selbstsüchtigen Uebermuths genannt. Dieser Traum, so toll und unwahrscheinlich er war, ließ sie nicht wieder einschlafen,

und scheuchte alle Ruhe aus ihrem Herzen und ihren Gebeinen.

So kam es denn, daß am Morgen nach dieser Nacht die Herrschaft und ein Theil der Gäste schon vor den Domestiken auf den Beinen war. Robert hatte schon mit dem ersten Tagesgrauen das Landhaus verlassen und einen Spaziergang durch Garten und Park gemacht. Dieses prächtige Landhaus mit Zubehörden war ihm noch neu; zur Zeit seines Aufentshalts in Stocksheim hatte Onkel Gottfried noch drunten am Fluß auf seiner Fabrik gewohnt und ein bescheideneres Hauswesen geführt. Er fand die ganze Anordnung und Einrichtung schön und geschmackvoll, aber zu reich und luxuriös. Als er von seinem Rundgang wieder nach dem Landhause zurückkehrte, bemerkte er Paulinen hinter den Fenstern des Wirthschaftszimmers im Erdgeschoß, grüßte sie freundlich und war im Nu bei ihr.

„Guten Tag, herziges Bäschen! Schon munter nach solch einer kurzen unruhigen Nacht?“ rief er und blickte tief mit einer stillen Bewunderung in diese holden, süßen, geistvollen, dunkelblauen Augen und dieses freundliche, lächelnde, freudeverklärte Antlitz, das in dem frischen kühlen Morgen so rosig aus dem himmelblauen Kopftuche hervorblickte, welches Pauline umgebunden hatte, und dessen verschlungene Zipfel ihr über den Kragen des grauen Hauskleidchens hinunterhingen.

„Guten Morgen, Vetter! Schön'n Dank für den freundlichen Gruß!“ versetzte sie; „es ist ja meine gewohnte Stunde, der ich nichts abbrechen darf, denn Onkel Gottfried ist gewöhnt, präcis acht Uhr zu früh-

stücken, weil er nach der Fabrik geht. Und da er Sie mitnimmt, Vetter, und Sie seine Lebensordnung theilen müssen, so war's ja für mich ein Grund mehr, pünktlich zu sein!"

Und ohne sich in ihrem geschäftigen Treiben mit der Kaffeemaschine stören zu lassen, plauderte sie mit ihm fort, welcher kein Auge von den gewandten Bewegungen und der stillen Anmuth Paulinens verwenden konnte und sie mit einer innigen Bewunderung dieser naiven anspruchslosen Rührigkeit und Liebenswürdigkeit verfolgte. Endlich bat sie ihn, ihr nach dem Privatzimmer des Oheims zu folgen, wo dieser gewöhnlich sein Frühstück zu nehmen pflege und heute den Neffen Buchhalter erwarte. Der Oheim war schon angekleidet und in der gewohnten geschäftlichen Hast. Er begrüßte den vermeintlichen Rudolf freundlich und setzte voraus, daß dieser schon gewärtig sei, sein Amt anzutreten.

„Nun, wie hast Du geschlafen, Rudolf? Was hast Du geträumt?" fragte er ihn dann.

„Ich, Oheim? Bah, ich schlafe so fest, daß ich selten träume, und doch träumte mir ausnahmsweise von Bäschen Pauline, das arme Kind sei in der kalten Kammer schier erfroren, wie Ihre Camellien und Azaleen draußen im Freien, und sehen Sie, Onkel, mein Traum hat nicht gelogen, denn das arme Kind ist ganz frostblau."

„Ach, Vetter! Ich habe gar nicht kalt!" rief Pauline erröthend; „mir war in dem Sommerstübchen ganz wohl, denn ich bin gewöhnt, kalt zu schlafen."

„Bah, fühlen Sie nur her, Onkel, wie kalt diese fleißige rührige Hand sich anfühlt!" rief der Neffe,

froh mit dieser Gelegenheit die runde hübsche Hand Paulinens drücken zu können. „Sie müssen gleich Anstalten treffen, lieber Onkel, daß ich mein Quartier auf der Fabrik nehmen kann, und Paulinchen wieder ihr Stübchen bekommt, sonst ist das gute Kind ja ganz heimatlos.“

„Aber Vetter, welche gottlose Reden!“ rief Pauline tadelnd; „ich hier heimatlos, bei meinem gütigen theuren Oheim!“ Und sie schlang den Arm um den Kommerzienrath und hauchte ihm einen kindlich dankbaren Kuß auf die Wange, den er gerührt erwiderte, und der den Neffen und Vetter einigermaßen neidisch machte.

„Sei nur zufrieden, Paulinchen!“ sagte der Kommerzienrath; „mir zu liebe magst Du Dich noch eine oder zwei Nächte in dem Kämmerchen behelfen, bis die weiblichen Gäste fort sind; dann bezieht Rudolf eines der Gastzimmer, und Du hast wieder Dein Dachstübchen für Dich allein.“

„Wie? ich soll nicht in der Fabrik wohnen?“ rief der Neffe Buchhalter beinahe fröhlich überrascht.

„Mit nichten; Du sollst mir hier im Hause zur Hand sein jederzeit, wann ich Dich bedarf, Rudolf!“

„Aber die Tante, bester Onkel! Wird sie damit einverstanden sein? Wird sie mir den Aerger nicht nachtragen, den ich ihr gestern Abend verursacht habe?“

„Ich werde meinen Willen durchsetzen, Rudolf; wem ich mein unbedingtes Vertrauen schenke, der verdient auch an meinem Tische zu speisen und mit mir unter Einem Dache zu wohnen! Und alle Bitten und aller Widerwille meiner Weibsleute sollen mich dies=

mal nicht von meinem Entschluß abbringen! Sie sollen und müssen Dich als Hausgenossen anerkennen."

„Gott geb's," sagte der Buchhalter lächelnd; „ich bin nicht immer eine Kratzbürste, sondern beiße nur, wenn man mir die Zähne weist!"

„Ein echter Balder! sagte der Kommerzienrath. „Uebrigens brauchst Du Dich um die Frauensleute gar nicht zu bekümmeru. Geh Du Deinen Weg, Rudolf, und laß ihnen den ihrigen."

„Gewiß, Onkel! Aber was ist's denn mit Vetter Robert? Wie fanden Sie ihn? Sie sprachen mir noch gar nicht von ihm!"

„Robert? Ei nun ein wackrer Junge!" sagte der Kommerzienrath. „Ich fand ihn sehr verändert und zu seinem Vortheil. Er ist gesetzt und ruhig geworden, und hat in seinem Wesen etwas so Bescheidenes und Freundliches, daß er mich mehr an seine Mutter, als an meinen Bruder Lukas erinnert. Du magst ihm sagen, Pauline, daß ich ihn beim Gabelfrühstück begrüßen werde, weil ich erst den Neffen hier im Geschäfte einführen will. Und nun Gott befohlen, liebes Kind!" setzte er hinzu und griff nach Hut und Stock.

„Adieu, Onkelchen!"

„Auf Wiedersehen, Bäschen!" sagte der Buchhalter und gab Paulinen einen warmen Händedruck. —

Es war schon nahe an Mittag, als Herr Balder und Rudolf von der Fabrik zurückkehrten zum Dejeuner. Als sie die Höhe erstiegen hatten und sich dem Landhause näherten, sahen sie einen Reiter den Zaun entlang sprengen, und der Buchhalter runzelte die Stirne, als er in demselben den Herrn erkannte, welcher gestern Abend am Arme Ida's erschienen war.

Der Bursche macht Adelheiden eine Fensterparade, dachte er, und fragte den Kommerzienrath, als der Reiter grüßend vorübergeritten war: „Wer ist der Herr da, Onkel, der Sie so freundlich gegrüßt hat?“

„Ich weiß es nicht,“ war die Antwort; „ein Fremder, glaub' ich, ein Italiener, der hier in den Gasthöfen herumlungert und die jungen Fabrikantensöhne lehrt, was sie noch nicht wissen. Ich kenne ihn nicht.“

„Und doch war er gestern auf Ihrem Balle, Onkel, und ließ Bäschen Ida nicht aus den Augen und vom Arme.“

„Wirklich?“ rief der Kommerzienrath erstaunt; das möcht' ich mir jedoch bestens verbeten haben. Daß er in meine Salons kommt, das geht meine Frau an; aber um ihm Zutritt in der Familie zu geben, dazu bedarf er, denk' ich, auch noch meiner Erlaubniß.“

„Wie heißt er denn?“

„Er nennt sich, glaub' ich, Damiani und gilt für einen italienischen Flüchtling von Stande,“ versetzte der Kommerzienrath.

„Damiani? Damiani?“ wiederholte Rudolf nachdenklich; „der Name ist mir zwar fremd, aber dieses Gesicht muß ich schon irgendwo gesehen haben. Aber wo? Das fällt mir jetzt um alle Welt nicht ein.“

Mittlerweile hatten beide Herren das Landhaus erreicht und das elegante Familienzimmer betreten, wo die ganze Familie und die Gäste ihrer harrten. Der Kommerzienrath begnügte sich, die Frau v. Seewald und ihre beiden Töchter und die junge Gräfin Spaneck mit conventionneller Artigkeit zu begrüßen, und bemerkte mit einiger Befriedigung, daß sie schon wieder in Reisekleidern waren und von ihrer Heimkehr spra=

chen. Er widmete sich seinem vermeintlichen Holländer Neffen, den er auf das Herzlichste begrüßte, und überließ es Rudolph, sich die Gunst der Dame vom Hause wieder zu erwerben, welche er am vergangenen Abend so muthwillig verscherzt hatte.

Den Buchhalter kümmerten jedoch die finsteren Blicke nicht, die ihm die Tante zuwarf, geschweige denn ihr einsilbiges Wesen. Er entschuldigte sich nicht einmal wegen der Störung, die er gestern verursacht hatte, sondern beklagte sich noch über die Barschheit und verletzende Gleichgültigkeit, womit ihm die Dienerschaft begegnet sei. Da aber mit der Tante kein Gespräch anzuknüpfen war und sie von ihm zu Frau v. Seewald flüchtete, so wandte er sich an Henriette, die etwas bleich und verstört am Fenster stand und in den trüben Herbsttag hinausblickte. Das kräftige, frische, dicke Mädchen war bewegt, und sichtlich bemüht, diese Bewegung zu verbergen, obschon ihr dies nicht glücken wollte.

„Guten Tag, Cousine! Zürnen auch Sie mir wegen des gestrigen Auftritts?" fragte der Buchhalter, und ergriff ohne Umstände ihre widerstrebende Hand.

„Keineswegs, Herr Rudolph," erwiderte sie ihm kalt. „Sie traten in eine Welt, die ihnen fremd war, und Ihr linkisches Benehmen ist deßhalb verzeihlich. Wir wollten Ihnen eine Demüthigung ersparen, indem wir Sie nicht sogleich in diese Cirkel einführten, für die man sich erst gebildet haben muß!"

„Allerdings, Cousine," sagte der Buchhalter ironisch. „Sie und die Tante hätten Recht gehabt, wenn ich der Bauerntölpel wäre, für den Sie mich

hielten, und als welchen ich mich gestern gab. Allein ich glaube, ein junger Mann, welcher in den ersten Handels- und Fabrikstädten Englands fünf Jahre lang gelebt und auch einiges von der großen Welt gesehen hat, der würde eventuell wohl ebenso viel Lebensart und Weltgewandtheit an den Tag legen können, als die Lieutenants oder Stutzer einer deutschen Provinzialstadt!

„Wir erfuhren dieß erst von Vetter Robert," entgegnete Henriette; „hätten wir dieß gewußt oder auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß Sie ein Freund von Vetter Robert sind, so hätten wir..."

„Natürlich, so wäre mir schon um des reichen Vetters willen eine freundlichere Miene gezeigt worden!" sagte der Buchhalter ironisch. „Aber sein Sie gerecht, mein Fräulein, und gestehen Sie, daß es nicht meine Schuld war, wenn Sie erst durch den Holländer Vetter erfuhren, daß der Wetterfelder kein ungehobelter Bauer sei, sondern ein gebildeter Kaufmann. Gestehen Sie ferner, daß es wenig Sympathie von Ihrer Seite für die Verwandten väterlicherseits verräth, eine Erkundigung unterlassen zu haben, die mit wenigen Worten Sie über den neuen Ankömmling aufgeklärt hätte, und daß es zum mindesten nicht sehr logisch gedacht war, einen tölpischen Bauernburschen vom Dorfe für befähigt zu halten, den verantwortlichen Posten eines Buchhalters in Ihres Vaters Comptoir zu bekleiden."

Henriette biß sich auf die Lippen und konnte trotz ihrer Weltgewandtheit ein leichtes Erröthen nicht verbergen. „Ich gebe zu, daß wir Ihre Epigramme

einigermaßen verdient haben, Herr Rudolph Balder," gab sie nach einigem Besinnen zur Antwort.

„Ich ehre Sie um der Gerechtigkeit willen, die in diesem Geständnisse liegt," fiel er ihr in's Wort.

„Aber da Sie so eben unwillkürlich auch zugestanden, daß der Auftritt von gestern Abend nur eine Komödie war," fuhr sie streng und stolz fort, „so haben Sie sich sowohl des Rechts begeben, uns Vorwürfe zu machen, als des Rechts, von uns Vertrauen und freundliches Entgegenkommen zu erwarten!"

„Sie gehen zu weit, Cousine!" entgegnete der Buchhalter. „Verscherzt habe ich dadurch noch nichts, und ich denke, Sie sollen mich nicht ganz ungehört verdammen. — Sie sollten erst die Motive kennen lernen, welche mir jenen muthwilligen Einfall eingaben, so zu erscheinen, wie man sich mich vorstellte. Sie hätten um Vetter Roberts willen nicht einen solchen Kontrast in dem Empfang unser beider an den Tag legen sollen, da wir beide ja in gleichem Grade mit Ihnen verwandt sind. Was mußte Robert von Ihnen denken, wenn er erfuhr, daß diese Huldigungen nur seinem Vermögen galten, nicht seinem verwandtschaftlichen Verhältniß? Wie unangenehm mußte ihn, den einfachen gemüthlichen Mann, die Verwahrlosung berühren, die man sich so geflissentlich gegen seinen Vetter erlaubte, blos weil derselbe der Sohn minder wohlhabender Eltern ist? — Schon um Ihrer selbst willen hätten Sie und die Tante nicht in diesen Fehler verfallen dürfen!"

Henriette erglühte und wandte den Blick ab;

ihre Augen, schon zuvor mit Thränen voll, hatten Mühe, diese zurückzuhalten.

„Glauben Sie nicht, daß seine plötzliche Widerabreise in einigem Zusammenhang mit dieser Enttäuschung steht, die Sie ihm bereiteten, Cousine?“ flüsterte er ihr zu.

Sie schrack zusammen, und heftete ihre großen Augen thränenfeucht auf ihn. „Wie? Sie wissen schon? . . . Sprach er mit Ihnen darüber?“

„Ja, er äußerte gestern Abend, daß er heute wieder abreisen müsse.“

„Und sonst nichts? Bezeichnete er keinen Grund für diese Nothwendigkeit?“

„Ach ja, mein Fräulein; Familienrücksichten — dringende Geschäfte wegen Wahrung seiner Interessen, — zumal angesichts dieser Handelskrise . . .“

„O, Sie wissen noch mehr? Sie müssen mir alles sagen, Herr Rudolph!“

„Bah, Cousine! ich habe ja Ihr Vertrauen verscherzt!“ . . .

„Vetter!“ flüsterte Henriette; „Sie sind grausam, unversöhnlich; vergeben Sie mir! Ich sehe ein wie gefährlich es ist, Sie zum Gegner zu haben.“

„Bäschen, es ist stets gefährlich, einen Mann zu beleidigen und zu kränken!“ erwiderte der Buchhalter. „Jeder rechte Mann hält es für sein heiligstes Vorrecht, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen, und so Neigung wie Abneigung, Freundschaft wie Geringschätzung offen an den Tag zu legen.“

„Vetter, ich verspreche Ihnen, diesen Rath zu befolgen! Aber ich beschwöre Sie, sagen Sie mir offen, was Robert gesprochen hat!“ flüsterte sie in

tiefer Bewegung mit fliegendem Athem und wogendem Busen. „Er sprach mit Ihnen über mich, über uns alle; — was sagte er? Ich bitte Sie, antworten Sie mir offen, geben Sie mir Wahrheit!“

„Der Vetter ist Ihnen herzlich gut; er bewundert Sie, er ist überrascht, Sie so herrlich entwickelt zu finden,“ erwiderte der Buchhalter. „Er hing mit einer gewissen Pietät und Innigkeit an Ihnen, als an einer Jugendneigung. Sie sind vielleicht seine erste Liebe. Und dennoch ist er einigermaßen enttäuscht ...“

„Wie so?“ fiel ihm Henriette hastig in's Wort und ergriff unwillkürlich seine Hand.

„Er fand Sie stolzer und anspruchsvoller, als er von Ihrem Geist und Verstand erwartet hatte — merken Sie sich, Henriette, das sind seine eigenen Worte. — Er staunt über den zügellosen fürstlichen Luxus in diesem Hause, und fragt sich, ob Ihnen das Bewußtsein abhanden gekommen sei, daß Sie nur einen Kaufmann, einen Bürger zum Vater haben. Er ist nicht erbaut von dieser kalten Vornehmheit, von dieser leeren Ostentation, die hier im Hause eingerissen sind. Und dieß dürfen Sie ihm nicht übel nehmen, Cousine! er ist ein Holländer, ist Kaufmann wie wir, ist ein Mann der den Werth des Geldes um so mehr schätzt, als er weiß, wie schwer es zu verdienen ist und welch ein Mittel es, wohlgehütet und wohlbenützt, zur Wohlfahrt Aller werden kann! Und aus der rauschenden Musik heraus tönte ihm der Nothschrei der Armen, die gestern in der Fabrik brodlos wurden ..“

„Das Frühstück ist angerichtet!“ rief der Lakai zur Thüre herein.

„Ihren Arm, Fräulein!“ flüsterte der Buchhalter, und Henriette legte ihn in den seinigen, des erstaunten zornigen Blickes nicht achtend, welchen die Kommerzienräthin dem frechen Buchhalter, und des tadelnden, den sie ihrer Tochter zuwarf.

Das Frühstückszimmer lag im Erdgeschoß, und im Hinuntergehen flüsterte Henriette: „Vetter Robert hat nicht ganz Unrecht, obschon er vielleicht uns allzuviel Schuld beimißt. Wenn ich wüßte, was sein Ideal ist von einer Frau, so würd' ich mir alle Mühe geben, demselben nachzustreben. Und welch ein Unstern, daß er gerade heute wieder abreisen muß, wo wir uns nur vor Fremden, nur auf dem Ball gesehen haben! Welche Unannehmlichkeit, daß wir selbst heute durch die Anwesenheit der Gäste gleichsam beengt und getrennt . . .“

„Sein Sie überzeugt, daß er dieß nicht weniger fühlt als Sie, Cousine!“ fiel ihr der Buchhalter in die Rede. „Das eben ist ja der Fluch jeder naturwidrigen Handlung, daß sie ihren verderblichen Einfluß nach allen Seiten hin geltend macht!

„Sein Sie edel und großmüthig, Vetter,“ bat Henriette, „und versichern Sie ihn, daß ich diesen Glanz missen kann und daß ich Alles aufbieten werde, ihn bei seiner Wiederkehr in einfachere, herzlichere und gemüthlichere Verhältnisse einzuführen. Es war ein Mißgriff der Mama, ihn durch solch ein rauschendes Fest ehren zu wollen, weil sie in ihm nur den anspruchsvollen Großstädter vermuthete.

Und nun hat er die Comtesse zu Tische geführt, und ich verliere ihn."

„Und auch mich, Cousine! ich will die Abgunst der Tante nicht noch höher steigern, indem ich neben Ihnen eine Stelle am Tische einnehme. Mein Platz ist dort unten!"

Alle hatten sich schon gesetzt und ihre Servietten ausgebreitet, nur der Buchhalter stand noch vor dem einzigen leeren Couvert. „Nun, Rudolph! was zögerst Du?" fragte der Kommerzienrath.

„Ich sehe kein Couvert für mich hier, denn dieses ist ohne Zweifel für Paulinen!" erwiderte er.

Die Kommerzienräthin erglühte, warf ihm einen gehässigen Blick zu und wollte eine bittere Bemerkung machen; aber ihr Gatte kam ihr zuvor, nickte ihm bedeutsam zu und sagte lächelnd und bestimmt: „Du hast Recht, Rudolph; Pauline fehlt noch. Legen Sie ihr ein Couvert auf, Franz, und rufen Sie sie. Ich will die ganze Familie um mich sehen."

Die Kommerzienräthin wollte vor Grimm bersten, mußte aber um des Scheins von Frieden willen diese Weisung bestätigen. Der Buchhalter setzte sich erst, als Pauline erstaunt und erröthend eintrat und nur durch wiederholte Befehle des Oheims und der Tante bewogen ward, sich mit an den Tisch zu setzen.

9.

„Es ist zum Todtärgern — ich bin nicht mehr Herrin in meinem Hause, mein Kind!" sagte die Kommerzienräthin nach dem Frühstück zu ihrer jüngern Tochter. „Hast Du bemerkt, welche impertinente Frechheit dieser Wetterfelder Bauernjunge

hatte, um es zu ertrotzen, daß Pauline an den Familientisch komme, und sogar noch angesichts der vornehmen Gäste? Er that es nur um mich zu quälen und zu kränken und sich bei eurem schwachen Vater einzuschmeicheln, den er gegen mich aufhetzt. Aber nur Geduld, Bürschchen! wir wollen Dir dieß nicht vergessen! Wir haben schon mehr solcher Neffen wieder aus dem Hause geschafft."

„Sie sollten mit diesem hier eine Ausnahme machen, theuerste Mama!" versetzte Ida schmachtend. „Er scheint mir von einem zähern Schlage als die Anderen, und Sie dürften nicht so leicht mit ihm fertig werden. Er ist ein bedeutender Mensch, beste Mama, ein wahrer Held! Sahen Sie nicht, mit welcher klassischen göttlichen Ruhe er das Ding wegen Paulinens vorbrachte, wie fest und ruhig er mit seinem scharfen dunkelgrauen Auge Ihren Blick aushielt? Das hätte ein gewöhnlicher Mensch nicht vermocht, und seine Besonnenheit, Ruhe und Willensfestigkeit haben mir eine wahre Bewunderung abgenöthigt.

„Gänschen!" versetzte die Kommerzienräthin unmuthig. „Was Du mit so hochtönenden Namen belegst, das ist mir nur eine maßlose Frechheit und Unverschämtheit. Hat man je eine solche Anmaßung erlebt, daß ein Mensch, der kaum eine Nacht in unserm Hause als Gast ist, sich vermißt, die wohlerwogene Hausordnung umzustoßen?"

„Aber gestehen Sie wenigstens, beste Mama, daß er es mit einer bewundernswerthen Würde und einem unzerstörbaren Aplomb that!" wandte Ida ein. „Und hernach, als die Rede auf das Reisen

kam und auf englisches Leben, sprach er da nicht wie ein Buch? — er, den wir für einen ungehobelten Bauernjungen hielten, frisch vom Pfluge hinweg!"

„Das eben ist es ja, was mich noch am meisten empört!" sagte die Kommerzienräthin; „gestern spielte er den dummen Jungen, um uns zu demüthigen, und heute sucht er uns zu beschämen durch Eigenschaften, die wir ihm nicht zutrauten, — das eben ist es, was ihn mir so fatal und unausstehlich macht. Und sahst Du, wie er sich sogar bei Henrietten insinuirt hat?"

„Das wundert mich gar nicht, liebe Mama!" versetzte Ida; „wenn ich ihn erst näher kennen würde, wäre ich im Stande, für ihn zu schwärmen. Er ist so kühn, so sicher, so . . . so ganz wie der Held eines Romans."

„Jenun, Idchen, der Roman soll kurz sein, den er in unsrem Hause spielt!" sagte ihre Mutter mit mühsam verhaltenem Ingrimm. „Der Lump, der unser Gnadenbrod ißt! Wie ganz anders ist doch Vetter Robert! Wie fein und freundlich, wie verbindlich und fügsam, und was ist er gegen diesen Wetterfelder Bauernjungen?!"

Der Buchhalter, welchem diese Angriffe galten, saß mittlerweile mit dem Holländer Vetter und dem Oheim an einem Fenster des Frühstückszimmers und plauderte über Geldmarkt und Handelskrisen. Es entging ihm nicht, daß die Blicke der Tante auf ihm weilten, aber ihr grimmiger Ausdruck störte ihn nicht im mindesten, und sein Auge begegnete dem ihrigen gelassen und unbefangen. Henriette widmete sich den vier fremden Damen, welche sich zur Abreise

anschickten, und Pauline räumte den Frühstückstisch ab. Jetzt kamen Frau v. Seewald und ihre Töchter und die junge Comtesse in Reisemänteln und Pelzen herein, verabschiedeten sich laut und mit einem ungeheuren Aufwand von Herzlichkeit von ihren Wirthen, und wurden von der ganzen Familie des Kommerzienraths an den harrenden Wagen begleitet; selbst der Holländer Neffe ging in aufopfernder Artigkeit mit.

„Nun, Bäschen, habe ich es nicht fertig gebracht, Sie zur Tischnachbarin zu bekommen?" fragte der Buchhalter, sobald er mit Paulinen allein war.

„Sie, Vetter? Also Sie haben es gethan?" erwiderte sie. „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich wünschte, Sie hätten es nicht gewagt. Die Tante vergißt das nie wieder."

„Bah, sie soll Ihnen nichts dafür anhaben, Bäschen," sagte der Buchhalter. „Sie stehen unter *meinem* Schutz!"

„Wer spricht von mir, Vetter? Ich meinerseits fürchte die Tante gar nicht so sehr!" erwiderte Pauline. „Ueber kurz oder lang vertreibt sie mich doch aus dem Hause; darauf bin ich längst gefaßt. Aber ich finde dann leicht ein Unterkommen als Putzmacherin, als Ladenmädchen u. dgl., und wenn ich auch den Onkel ungern verlasse, so verliert *er* selber doch an mir nicht viel. Wie ganz anders dagegen an Ihnen, Vetter? Er bedarf Ihrer so sehr, und hat sich so lange auf Ihr Eintreffen gefreut, und wenn es der Tante nun dennoch gelingt, Sie aus dem Hause zu beißen? . . ."

„Das bringt sie nicht fertig, Bäschen," sagte der

Buchhalter mit ironischem Lächeln; „ich fürchte sie nicht.“

„Oh, sie setzt bei dem guten Onkel alles durch,“ meinte Pauline; „sie vergißt nie eine Beleidigung und ihr Groll kennt keine Rücksicht. Und der Gedanke, Vetter, daß Sie um meinetwillen so viel gewagt und der Onkel Gefahr laufen soll, Sie wieder zu verlieren, ist mir unerträglich.“

„Diese Uneigennützigkeit ist rührend, Bäschen; aber ich versichere Sie, Ihre Besorgniß um mich ist ungegründet,“ sagte der Buchhalter. „Ich trotze der Tante in ihrem eigenen Hause und es soll nicht die letzte herbe Lehre sein, die ich ihr geben werde, um ihren Hochmuth herunterzustimmen. Und dennoch gehe ich jede Wette ein, daß sie mich nicht aus diesem Hause vertreiben soll, oder daß ich dieses Haus nicht anders verlasse, als mit Ihnen, Bäschen!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie verwundert und blickte ihm betroffen in die Augen.

„Stille! man kommt!“ flüsterte er; „aber behalten Sie es im Gedächtniß: ich nicht ohne Sie, Sie nicht ohne mich!“

Die Entfernung der Gäste schien einen gewissen Zwang von den Mitgliedern des kleinen Kreises genommen zu haben, und es bildeten sich sogleich zwanglose Gruppen nach freier Wahl und Neigung. Henriette gesellte sich zu dem Holländer Vetter und ging mit ihm in den Gartensalon, bis die Räume im oberen Stockwerke von den Domestiken gereinigt und geräumt, und die Spuren des gestrigen Festes daraus entfernt worden waren. Die Kommerzienräthin ging hinauf, um dieß zu betreiben, und ihr

Gatte vertiefte sich in Zeitungen, welche die Morgenpost gebracht hatte. Pauline ging ihren häuslichen Geschäften nach, und so ward es dem Buchhalter leicht, sich Ida zu nähern, die in den „Fliegenden Blättern" blätterte und sichtlich erwartete, von dem Vetter angeredet zu werden. Bald hatte der Buchhalter auch den Ton gefunden, um Ida in eine angelegentliche Unterhaltung zu verwickeln, in deren Verlauf sie ihn in den Gartensalon hinüberführte, wo sie Henriette und den Vetter Robert schon im angelegentlichsten Gespräche fanden.

Der vermeintliche Holländer Vetter beobachtete gegenüber von Henrietten jene schüchterne, beeiferte, verehrungsvolle Ergebenheit, welche namentlich dann ungemein schmeichelhaft und insinuirend wirkt, wenn sie von einem Manne von sicherer Stellung und begründetem Ansehen ausgeht. Es liegt darin ein Verzicht auf die Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit und des persönlichen Werthes, welche den Frauen stets eine gewisse dankbare Anerkennung abnöthigt. Seine Huldigungen hatten etwas eigenthümlich demüthiges, werbendes, so zwar, daß Henriette anfangs darob erstaunt und verblüfft gewesen, und erst nach und nach ahnend diejenige Erklärung davon gefunden hatte, welche für ihr Selbstbewußtsein so schmeichelhaft und befriedigend sein mußte. Sie gab sich daher die größte Mühe, ihm gegenüber denselben Ton anzuschlagen, und so gewann dieser Verkehr ohne beider Wissen und Willen eine Zartheit und Wärme, welche eine mehr als vorübergehende Wirkung ausüben mußten.

Ganz anders war die Unterhaltung Ida's und

des Buchhalters. Sie verehrte ihn mit einer erzwungenen Bewunderung; sie legte in ihn ein Ideal hinein, dem er nicht gerecht werden konnte und wollte, denn er gab sich offen, gerade und natürlich. Und dazwischenhinein bestürmte Ida ihn wieder mit Fragen, englische Zustände und Sitten betreffend, von denen Sie durch Lektüre vieler englischer Romane ein verworrenes, schiefes, der Wahrheit eher entrücktes Bild gewonnen hatte, oder befragte ihn über Italien und seine Zustände, oder plauderte von dem gestrigen Balle, auf dem sie sich so köstlich amüsirt habe. Dabei gedachte sie mehrfach ihres vorzugsweisen Tänzers, des Grafen Damiani, von dessen feinen Manieren und großer Welterfahrung sie nicht genug zu rühmen wußte.

„Das ist wohl derselbe Herr, Cousine, welcher Ihnen vor anderthalb Stunden hier Fensterparade ritt?" fragte der Buchhalter.

Ida erröthete und gab sich den Anschein, als ob sie davon nichts wisse; aber sie ward sichtlich geschmeichelt von dieser Huldigung. „Wie lange ist der Herr v. Damiani schon hier?" fragte der Buchhalter, und er erfuhr nun, daß ein junger Herr aus der Stadt den Fremden im Herbst aus irgend einem fashionablen Bade mitgebracht habe; daß Damiani für gewöhnlich in Paris lebe und auch dorthin zurückzukehren gedenke, sobald er erst etwas mehr von Deutschland gesehen haben werde. „Sie sollten ihn kennen lernen, Vetter!" sagte Ida unter Anderm im Tone eines überschwänglichen Entzückens. „Wie fein und gebildet, wie gewandt und liebenswürdig er ist! Er singt reizend und mit einem unübertrefflichen Pa-

thos. Er hat Geist und Witz und schon der wunderhübsche fremdartige Accent, womit er Deutsch und Französisch radebrecht, ist charmant. Ach, er ist allzulieb, allzu einnehmend."

„Wirklich?" versetzte der Buchhalter ironisch; „nehmen Sie Ihr Herzchen in Acht, Cousine; solche fremde Herren von Stande sind jungen Erbinnen sehr gefährlich."

Ida erglühte wie eine Päonie, und wandte sich ab, um mit einem Papagei zu tändeln. Der Buchhalter aber schien gedankenvoll, und trat an ein Aquarium.

„Denken Sie sich, Herr Rudolph, Vetter Robert ist nicht festzuhalten! Er reist mit dem Nachtzuge ab!" rief Henriette herüber, um ihn wenigstens nicht unbeachtet zu lassen.

„Wirklich? Kann er sich so leicht wieder losreißen?" fragte der Buchhalter ironisch. „Du willst nicht bleiben, Vetter?"

„Du wirst am besten zu beurtheilen wissen, ob ich bleiben kann oder scheiden muß!" erwiderte dieser mit einer versteckten Bezüglichkeit, worin sich der Schmerz des Scheidens deutlich genug verrieth.

„So wie die Sachen stehen, lieber Vetter, kann ich nur Deinen Entschluß billigen, noch heute abzureisen und Deine Angelegenheiten in der Heimath möglichst rasch zu ordnen. Der Mann soll nichts Höheres kennen, als die Pflicht. Das ist auch meine Ansicht und mein Grundsatz!" sagte der Buchhalter. „Was können einige Wochen mehr oder weniger nach solch langer Trennung in's Gewicht

fallen, wenn es das Wohl oder Wehe einer ganzen Zukunft gilt?"

„Einer Zukunft?" rief Henriette erblassend. „Steht denn wirklich so viel auf dem Spiele?"

„Glauben Sie, der Vetter vermöchte sich sonst aus dem Zauberkreise Ihrer Nähe loszureißen, wenn weniger für ihn riskirt wäre?" fragte der Buchhalter lächelnd.

„Ah, Sie können auch galant sein, Herr Rudolph?" rief Henriette, ihre leichte Verlegenheit hinwegzuscherzen; „ein neuer Vorzug, den ich hier an Ihnen entdecke!" Und nun nahm die Unterhaltung den Charakter jenes leichten, tändelnden, scherzhaften Geplauders an, mit welchem wir so häufig die tiefer gehenden Bewegungen unsers Gemüths zu maskiren unternehmen, weil wir sie vor Andern nicht an die Erscheinung treten lassen wollen.

Unterdessen hatte Frau Balder mit ihrem Gatten im Frühstückszimmer eine andere Unterredung. Gewöhnt, ihren Willen souverän und absolut gültig zu sehen, verlangte sie vom Kommerzienrath, der neue Buchhalter solle auf der Fabrik wohnen und sich seine Kost im Gasthofe nehmen, Pauline aber fürder vom Familientische ferngehalten werden.

„Du verlangst Unsinniges," hatte Herr Balder geantwortet. „Rudolph bleibt hier, wohnt hier, speist mit uns, und ist mir immer nahe, so daß ich ihn zu jeder Stunde der Nacht rufen und mit ihm arbeiten kann. So lange er hier, speist aber auch meine Nichte Pauline an unserm Tische. Das sind nun abgemachte Geschichten, Albertine, von denen ich mir kein

Jota abbrechen lasse, denn ich habe meine Verfügungen halb schon gegeben."

„Und ohne mich zuvor zu fragen? ohne meine Zustimmung, da ich doch in meinem Hauswesen nothwendig Herrin bleiben muß? Und Du glaubst, ich werde darauf eingehen?"

„Unnützer Streit, Albertine! es bleibt bei meiner Verfügung!"

„Mit nichten; ich bin die Hausfrau!"

„Und aus meiner Kasse fließen die Mittel zu Deinem Hauswesen, das ich meines Erachtens doch wahrhaftig theuer genug bezahle, um Deinen Gästen gegenüber ebenfalls auch einige von mir gebetene bei Tische zu sehen!"

„Das ist wieder Dein boshafter Hohn, Gottfried! das thust Du mir zu leid, um mich zu kränken und zu demüthigen, weil Du weißst, daß dieser Rudolph mich gestern empfindlich beleidigt hat!"

„Sei nicht lächerlich, Albertine! ich habe Dir meine Gründe bereits angegeben, und ich bleibe unerschütterlich. Uebrigens ist es seltsam, daß Du mich eines boshaften Hohns beschuldigst, Du, die mir nie etwas zu Gefallen thun kann, die in schrankenloser Selbstsucht nie auf meine Wünsche und Bitten hört!"

Der Streit war auf dem Punkte, in eine jener gehässigen lauten Zwistigkeiten auszubrechen, die in solchen Ehen häufig sind. Aber der Kommerzienrath stand gelassen auf, sah seine Gattin fest an und sagte: „Laß uns abbrechen, Albertine! Unfriede zerstört, und ich habe meine Ruhe nöthiger als je. Stelltest Du Dich nicht geflissentlich blind und taub, so müßtest Du sehen, daß unsere Verhältnisse auf einem

Wendepunkte stehen, von welchem Wohl und Weh Vieler, nicht nur unser eigenes, abhängt. Die nächsten Monate, Wochen oder Tage schon können eine Entscheidung bringen, vor welcher ich zittere. Willst Du mir durch häuslichen Hader vollends die Festigkeit und Ruhe des Gemüths rauben, deren ich so dringend bedarf, so thue es auf Deine Gefahr. Aber wenn dann die Waage sinkt, dann erinnere Dich an das gehäufte Maß Deiner Verschuldung, und beweine Deine Kinder, die Du durch Deinen Uebermuth arm gemacht hast!"

Damit verließ er das Zimmer, und nach einigen Minuten auch das Haus mit dem neuen Buchhalter. Frau Balder sah ihm in wortlosem Erstaunen nach. Diesen Ton hatte er noch nie angeschlagen; — diese Ruhe war ein Mittelding von Resignation und Verzweiflung; diese Sprache klang ihr wie ein Traum. Eine vage, ahnungsvolle Angst zog in ihre Seele ein, und erfüllte sie mit Grauen. Allein sie war ein Weib, herrschgewohnt und eigensinnig; sie wollte gegenüber von dem Neffen Recht behalten und ihre häusliche Autorität wahren. Daher suchte sie ihre Töchter noch einmal auf, um sich bei diesen und Robert über den anmaßenden Wetterfelder Neffen zu beklagen. Zu ihrem Erstaunen aber fand sie auch diese drei auf der Seite des Buchhalters.

„Ich gebe zu, daß Rudolph gestern Abend sich einen ziemlich derben Scherz erlaubt hat," sagte der vermeintliche Vetter Robert; „allein Sie müssen ihn wenigstens einigermaßen entschuldigen: Rudolph war gereizt durch die Zurücksetzung und Geringschätzung, mit welcher er empfangen wurde, durch die kalte

Bodenkammer, die man ihm angewiesen hatte, welcher doch durch den lieben Oheim zu einem solchen Vertrauensposten im Hause berufen worden war. Bedenken Sie ferner, daß es ihn, einen solch nahen Verwandten des Hauses, kränken mußte, wenn ihm die Domestiken zumutheten, er solle sich schlechthin nur zu Bette legen, weil eine Festlichkeit im Hause sei, von welcher er sich förmlich ausgeschlossen betrachten mußte. Erwägen Sie ferner, daß er mich, der Ihrem Hause um keine Haarbreite näher vewandt ist, in fürstlich möblirten Zimmern auf das zuvorkommendste aufgenommen sah, und daß er sich, da er an persönlichem Verdienst und Kenntnissen mir sicher überlegen ist, hiedurch auf verletzende Weise an den Unterschied unserer äußern Lebensstellung erinnert sehen mußte. Erwägen Sie ferner, daß ihm außer Paulinen keine befreundete liebe Hand den Willkommen bot, und Sie werden sicher sein Betragen von gestern und heute minder schuldig und sogar einigermaßen gerechtfertigt finden!"

Die Kommerzienräthin biß sich auf die Lippen und schüttelte den Kopf, denn sie war nicht so leicht zu überzeugen. Henriette aber meinte: „Vergessen wir diese leidige Geschichte, liebe Mama! Unsere Schuld war keine absichtliche, sondern nur ein Irrthum, weil wir in dem neuen Vetter aus Wetterfeld nur einen unbeholfenen, ungeleckten jungen Menschen erwarteten. Papa hat uns nie gesagt, daß Rudolph sein besonderer Schützling ist, und ein durch Reisen und Lektüre und gute Erziehung gebildeter Mensch, auf welchen auch Vetter Robert sehr große Stücke hält . . ."

„Du, Robert? kennst Du ihn denn?“ fragte die Kommerzienräthin.

„Den Rudolph aus Wetterfeld?“ fragte dieser und fuhr, als die Kommerzienräthin bejahte, mit freundlichem Lächeln fort: „Gewiß kenne ich ihn und sehr genau, beste Tante! Ich nehme den herzlichsten Antheil an ihm, denn ich bin überzeugt von seiner aufrichtigen Dankbarkeit gegen Onkel Gottfried, der ihn erziehen und reisen ließ, und von seinem redlichsten, beeifertsten Bestreben, diese Dankbarkeit dem Oheim durch die treuesten Dienste an den Tag zu legen. Fürwahr, beste Tante, was Sie ihm thun, das betrachte ich als mir erwiesen, und ich lege daher jetzt förmlich und inständig eine recht freundliche Fürbitte für ihn ein, worin ich auch Paulinen einschließe, weil ich weiß, daß Rudolphs Eltern und ganze Familie seit alten Zeiten mit der Familie Paulinens eng befreundet waren und das arme Kind wirklich einer liebevollen, freundlichen Behandlung sehr bedarf. Eine Doppelwaise, ohne Heimath, ohne Vermögen, in dieser Jugend und Unerfahrenheit schon allen Einflüssen einer unbarmherzigen Welt blosgestellt — verdient ein solches Geschöpf nicht etwas Wohlwollen und herzliche Theilnahme?“

„O gewiß, und sie kann sich auch sicher über einen Mangel daran in unserem Hause nicht beklagen,“ erwiderte die Kommerzienräthin. „Aber Du begreifst doch, lieber Neffe, daß Paulinens Erziehung sie noch nicht salonfähig gemacht hat und daß sie noch sehr linkisch ist . . .“

„Und daß sie eigentlich gerade aus dieser Scheu

und Befangenheit sich lieber mit den Domestiken befreundete, als an uns anschloß," ergänzte Henriette. „Mama wollte ihr deßhalb Unterricht ertheilen lassen oder sie in einer Erziehungsanstalt unterbringen, aber sie wollte nicht . . ."

„Sie hat keinen Drang nach Bildung," sagte Ida.

„Oder sie scheut sich vielmehr vor der fremden, freudlosen Umgebung in einer solchen Erziehungsanstalt," wandte Vetter Robert ein; „der Uebergang aus dem einfachen, traulichen Vaterhause mit seiner treuherzigen, schlichten Weise wäre natürlich wie ein Mehlthau auf dieses junge Gemüth gefallen, und darum schreckte Pauline wohl davor zurück. Bedenken wir doch, daß der Mensch etwas Liebe und Wohlwollen bedarf, um gut zu bleiben! Und Paulinens Schicksal, welches mir noch von meinem Vater besonders auf die Seele gebunden worden ist, geht mir in der That so nahe wie dem Vetter, und Sie, beste Tante, und ihr, meine holden, theuren Cousinen! könnt mir in meiner Abwesenheit keine größere Liebe erweisen, als wenn Ihr dem Vetter und Paulinen mit Nachsicht, Duldung und Wohlwollen begegnet. Diese Hoffnung wird mir den Abschied wesentlich erleichtern, und die Freude des Wiedersehens bedeutend erhöhen!"

Diese Hindeutung auf das bevorstehende Scheiden gab dem Gespräch eine andere Wendung, und da sein Entschluß nicht zu erschüttern war, so gönnte die Kommerzienräthin in schlauer Berechnung Henrietten und ihrem Vetter noch einige Stunden ungestörten Beisammenseins und Austausches. Nach dem Diner fuhr er in des Kommerzienraths Equipage auf den

Bahnhof; Onkel Gottfried und seine Töchter begleiteten ihn dahin; auf dem Bahnhofe selbst wartete der Vetter Buchhalter, nahm den Holländer etwas beiseite und händigte ihm nach einer kurzen Unterredung noch ein Päckchen ein, welches der Reisefertige sorglich in der Brusttasche verwahrte, ehe er sich wieder zu den Anderen wandte.

Der Zug fuhr vor, die Flügelthüren des Wartsaales wurden geöffnet, die Scheidestunde schlug. Robert umarmte den Oheim und Ida, drückte dem Buchhalter noch die Hand, und kehrte sich jetzt zu Henrietten, welche laut schluchzte.

„Auf Wiedersehen, meine liebe, theure Henriette!" flüsterte er ihr zu und schloß sie in seine Arme und der Kuß, welchen er auf ihre Wange drückte, war länger und zärtlicher als sich wohl für einen einfachen Vetter paßte.

„O, mein Geliebter!" flüsterte sie zurück; „schreib mir bald oder ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir!"

„Morgen schon! morgen von Frankfurt aus, mein süßes Leben!" erwiderte der Vetter; „laß uns schriftlich uns sagen, wie viel wir uns gegenseitig sind!" Dann noch eine Umarmung, ein Kuß, ein Händedruck, und der Vetter eilte in den Waggon, und ehe er sich's noch recht bequem gemacht, brauste der Zug davon und in die dunkle Nacht hinein.

10.

Der Buchhalter war seit einigen Wochen in seiner neuen Stellung thätig, und genoß schon des Kommerzienraths ganzes Vertrauen; aber seine Stellung zu der Tante Albertine war noch um keine Haarbreite

besser geworden. Er hütete sich zwar sehr, das Mißfallen der Kommerzienräthin geflissentlich auf sich zu ziehen, allein er verschmähte es auch, durch Kriechen oder Schmeicheln dem Vorurtheile der Tante gegen ihn etwas abzubrechen. Vielmehr äußerte er sich oft mit unverhohlener Ironie über den thörichten Luxus, welcher in diesem Hause nur aus bloßer Prahlerei getrieben wurde, um es den übrigen Fabrikantenfamilien zuvorzuthun, — aus bloßer Eitelkeit, um Andere zu überstrahlen. Er spottete über den Müßiggang der Cousinen und lobte in ihrer Anwesenheit Paulinens Rührigkeit und Anstelligkeit; er setzte des arbeitsamen Mädchens Gesundheit, Frische und Heiterkeit den „Nervenleiden," der Migräne und den häufigen Verstimmungen von Henrietten und Adelhaid gegenüber, und verscherzte dadurch einigermaßen das Wohlwollen, welches ihm die Cousinen anfangs gezollt hatten.

Die häuslichen Zustände waren seit seiner Anwesenheit nicht gerade besser geworden. War auch jenem prunkvollen und in seinem Hauptzwecke erfolglosen Feste eine gewisse Einschränkung in einzelnen Theilen gefolgt, so war der Aufwand im Allgemeinen nicht wesentlich vermindert worden, und der Kommerzienrath war ungehalten über jede Ausgabe, welche seine Frau auf die Kasse zog. Er selbst ward von seinen geschäftlichen Sorgen gerade jetzt so sehr in Anspruch genommen, daß er sich um die Familien-Angelegenheiten wenig oder gar nicht bekümmern konnte. Keine Post kam, ohne Verluste zu melden oder Befürchtungen zu solchen zu geben; Herr Balder hatte kaltes Blut und seine volle Besonnenheit nöthig,

um bei den Verlusten einerseits und den Ansprüchen seiner eigenen Gläubiger anderseits das Gebäude seiner Passiven im Gleichgewicht zu erhalten und sein Fahrzeug durch alle diese Fährlichkeiten sicher hindurch zu steuern. Aber selbst dieß wäre ihm, dem direkt Betheiligten, nicht möglich gewesen, hätte er nicht in dem Neffen=Buchhalter einen durchaus tüchtigen und umsichtigen, kaltblütigen und besonnenen Kaufmann zur Hand gehabt, dem ein außerordentliches Glück eigen zu sein schien. Wenn die deutschen Bankiers ihre Vorschüsse zurück verlangten und von fernerem Kredit nicht hören wollten, so gelang es einem einzigen Briefe des Buchhalters, bei den ungleich vorsichtigeren ersten Firmen Hollands und Englands selbst in dieser Zeit Kredit zu erhalten, und durch die Verbindung mit solchen Häusern auch die deutschen Bankiers wieder vertrauensvoller zu machen. Wenn der Kommerzienrath oft verzweifeln wollte und alles verloren wähnte, wußte der Buchhalter noch Rath, und wie durch Zauberschlag wichen vor seinem Zugreifen alle Schwierigkeiten.

Unter diesen Verhältnissen, wo die wichtigsten Interessen des Kaufmanns Herrn Balder beschäftigten, wo förmlich Wohl und Wehe seiner Familie und der Erfolg der Thätigkeit eines ganzen Lebens auf dem Spiele stand, war es dem Kommerzienrath nicht zu verdenken, daß er dem Befinden seiner Töchter keine große Aufmerksamkeit zuwandte, geschweige denn gar die Veränderung bemerkte, welche mit ihnen vorgegangen war. Henriette, die kräftige, blühende, wohlbeleibte, war blaß und mager geworden, und zeigte einen gedankenvollen Ernst, der ihr

seither ganz fremd gewesen war. Ida dagegen fand keinen Geschmack an Romanen, sondern trieb entweder emsig italienische Sprachstudien oder vergrub sich in die Einsamkeit ihres Zimmerchens.

Dieß alles aber war dem Vetter Buchhalter nicht entgangen, und er hatte den Schlüssel zu Henriettens unruhiger, aufgeregter Stimmung, wie zu Ida's stiller Träumerei. Er wußte von dem abwesenden Vetter, wie sehr derselbe in Henrietten verliebt war, und schloß aus dem Gemüthszustand dieser, daß auch sie die Neigung des Vetters erwiderte. Ebenso hatte er auch den Grafen Damiani nicht aus dem Auge verloren und deutlich wahrgenommen, welche Mühe sich derselbe gab, Ida's Herz und Vertrauen zu gewinnen, — ein Vorhaben, welchem sich der Buchhalter jedoch alles Ernstes zu widersetzen und das er zu vereiteln gelobt hatte, so sehr auch Frau Albertinens Eitelkeit und mütterliche Schwäche die Werbung des Fremden zu begünstigen schien.

Eines Abends kam der Buchhalter vom Comptoir nach Hause und fand Paulinen allein, um sein Abendbrod zu theilen. Die Tante und die Cousinen waren ausgebeten, und der Kommerzienrath ebenfalls in einen geselligen Kreis von Bekannten gegangen, der ihn an gewissen Abenden in Anspruch nahm. Solche Fälle kamen öfter vor, und die Kommerzienräthin, welche jedes Zusammensein Paulinens und des Buchhalters zu vereiteln suchte, pflegte dann meist schon am Mittagstische eine Andeutung fallen zu lassen, daß sie wünsche, Rudolph möge sein Abendbrod auswärts einnehmen. Heute schien sie es übersehen zu haben, und die beiden Verwandten waren daher mit

einander allein und ergaben sich einem harmlosen Geplauder. Pauline hatte viel natürlichen Verstand, ja sogar Geist und etwas Humor, und ihre innere Gesundheit und Frische spiegelte sich in ihrer unzerstörbaren guten Laune, so daß die Unterhaltung mit ihr immer heiter und anziehend und voll Abwechslung war. Heute aber schien sich hinter dem anscheinend harmlosen Geplauder doch noch eine Sorge zu verstecken, welche das Gemüth des Mädchens bedrückte, — ein Ernst, der dem geübten Blicke des Buchhalters nicht entging.

„Was ist Ihnen denn, lieb Bäschen?" fragte Rudolph in einem Moment, wo die Unterhaltung stockte, ergriff ihre Hand und blickte ihr fest und forschend in die treuen dunkelblauen Augen; „Sie sind heute Abend etwas zerstreut und unruhig, Bäschen? Fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein, Vetter, aber ich bin in Sorgen," versetzte sie.

„Weßhalb denn?"

Sie schaute ihn fragend an, ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Nein, Sie werden mich nicht auslachen, Vetter," sagte sie; „Sie meinen es ja gut und ehrlich mit dem Onkel und den Seinigen, — Sie werden mir rathen, was ich thun soll!"

„Aber was haben Sie denn? Bäschen? Sie werden ja immer aufgeregter."

„Vetter, erst eine Frage: Was halten Sie von .... von dem Grafen Damiani?"

„Dem Grafen? Ich halte ihn zunächst für keinen Grafen und dann in zweiter Linie für einen Abenteurer, für einen Spieler, einem Menschen dem ich

mein Haus nicht öffnen würde! Aber heraus mit der Sprache, liebes Bäschen! was hat er mit Ida?"

„Sie wissen also?" rief sie erschrocken und doch froh, daß ihr die Enthüllung so leicht werden sollte. „Nun denn, meine Unruhe gilt der armen Cousine Ida. Denken Sie sich, Ida liebt Damiani, hat es ihrer Mutter gestanden, und wechselt täglich Briefe mit jenem Herrn, dem auch ich nicht traute, weil... kurz, weil ich fühlte, was Sie vorhin aussprachen. Nun denn, der Graf war heute Vormittag hier im Hause und hatte mit der Kommerzienräthin eine Unterredung unter vier Augen. Nach Tische kam diese herunter in Onkels Zimmer und wollte mit ihm reden, aber sie wurden bald beide so heftig, daß ich, die ich im Nebenzimmer saß, jedes Wort hören mußte. Der Graf hat um Ida's Hand angehalten, und die Kommerzienräthin horchte nur so von ferne hin, was der Oheim dazu sagen würde. Aber dieser ward ganz wüthend und erklärte eine solche Verbindung für so unsinnig, daß er sie nun und nimmermehr zugeben würde, worauf die Tante kalt erklärte, sie werde die Verbindung dennoch durchsetzen und seinen Vorurtheilen nicht das Glück ihres Kindes opfern. Der Zwist endete wie gewöhnlich damit, daß der Oheim Hut und Stock nahm und das Feld räumte. Eine Stunde später kam ich hinauf, um der Cousine eine Chemisette zu bringen, die ich gefertigt hatte; da sah ich sie in Thränen und die Kommerzienräthin stand dabei und tröstete sie und sagte: ‚Ich werde ihn rufen lassen und Du sollst ihn dann sprechen und ihm Hoffnung geben! Der Vater muß nachgeben, ich muß mein gutes Kind noch als Gräfin sehen...'"

„Natürlich! die verblendete eigensinnige Mutter kann nicht aus der Rolle fallen,“ sagte der Buchhalter. „Ich ahnte, daß es so kommen würde. Aber weiter Bäschen, weiter! Sie verdienen sich Gottes Lohn, indem Sie mir das alles sagen!“

„Und eine halbe Stunde später langte wirklich Herr v. Damiani an, und Stephan führte ihn in den Gartensalon und meldete es oben. Da kamen Ida und die Kommerzienräthin herunter und hatten eine lange Unterredung mit ihm, bis die Tante abberufen wurde und die jungen Leute allein ließ. Und ich, Vetter — ich schäme mich jetzt beinahe, es Ihnen zu gestehen! — ich hatte mich, als ich die Tante weggehen sah, in das anstoßende kleine Gewächshaus geschlichen, das wir den Wintergarten nennen, und hier, nur durch eine dünne Glaswand getrennt, hörte und sah ich alles, was zwischen Ida und dem Grafen vorging!“

„Nun? und was war das?“

„Er hielt sie im Arm und sie küßten sich und schwuren sich ewige Treue...“

„Natürlich! und was weiter?“

„Und dann sagte der Graf: ‚ich werde Dich nicht lassen; ich werde Dich täglich hier sehen, und Du sollst mir folgen! Wir entfliehen beide, lassen uns im Auslande trauen, und Dein Vater wird zu der vollendeten Thatsache schweigen müssen!‘“

„Ah! darauf war es wohl von jeher abgesehen!“ sagte der Buchhalter. „Und was sagte Ida dazu?“

„Ida? oh, anfangs sagte sie gar nichts und weinte wie ein schmollendes Kind, und der Graf

setzte ihr unablässig zu mit Zureden bis sie ruhiger wurde, und nun blos noch sich weigerte, mit ihm in die weite Welt zu entlaufen, weil sie den guten Vater durchaus nicht beleidigen wolle. Aber mich dünkt, Vetter, halb ist sie schon gewonnen, und der nichtsnutzige Mann bringt sie noch dazu, daß sie mit ihm auf und davon geht, denn dieß paßt ja ganz zu ihren verrückten und verdrehten Roman-Ideen."

„Ganz richtig, Bäschen, die Romantik lockt das arme verblendete Geschöpf, und die thörichte Eitelkeit kann die Stimme der Pflicht noch betäuben. Aber sein Sie ruhig: der Italiener soll nicht zu seinem Zweck gelangen."

„Aber wer wird ihn daran hindern, Vetter?" rief Pauline ängstlich. „Der Oheim ist ganz blind für diese Sache, und die Kommerzienräthin drückt ein Auge zu. Wer kann also das Unglück verhüten."

„Ich, Bäschen, und Sie," versetzte der Buchhalter ruhig.

„Ich, Vetter? wie so denn ich?" fragte Pauline erstaunt.

„Indem Sie alles genau beobachten, ohne sich etwas merken zu lassen, lieb Bäschen, und indem Sie mir immer sogleich Nachricht von Allem geben, was im Hause vorgeht oder sich vorbereitet. Wir müssen den ersten Schritt geschehen lassen, um das Ganze desto sicherer zu vereiteln," fuhr er zuversichtlich und gelassen fort. „Alles weitere nehme ich auf mich; Ida muß fühlen, wenn sie nicht hören will, — sie muß so weit gebracht werden, sich des unwürdigen Mannes zu schämen, dem sie ihr Vertrauen und ihr

thörichtes Herz schenkte. Sie muß durch Schaden klug werden."

„Ach nein, Vetter! ich bitte Sie, lassen Sie es nicht so weit kommen," flehte Pauline mit Thränen in den Augen; „ich weiß und begreife zwar nicht, was Sie mit ihr vorhaben, aber Ida ist nicht schlimm — sie ist von Haus aus gut, nur verzogen und verwöhnt. Ersparen Sie ihr den Schmerz, lieber Vetter, und die Beschämung, welche sie ihr zugedacht haben, wenn ich Sie recht verstehe. Ach, wenn Sie wüßten, Vetter, wie wehe Beschämung und Demüthigung thut! und nun erst einem Wesen, wie Ida, das lebenslang nie gewußt hat, was Leid und Leiden ist! Bedenken Sie doch, daß solch ein verwöhntes Kind dem schweren Schlage erliegen könnte!"

„Wie? und das sagen Sie mir, Pauline?" fragte der Buchhalter verwundert.

„Ja, Vetter, das sage ich, weil ich erfahren habe, wie bitter Schmach und Demüthigung schmerzen! Ich bitte Sie inständig, schonen Sie Ida!"

„Hat sie es je um Dich verdient, armes Kind?" fragte der Buchhalter; „war sie je besser gegen Dich als Henriette?"

„O ja! gewiß, sie ist freundlicher gegen mich und wäre es wohl noch mehr gewesen, wenn sie gedurft hätte," rief Pauline; „aber hievon handelt es sich ja gar nicht. Sie sollen nur Ida nicht wehe thun!"

Der Buchhalter betrachtete stumm und mit aufrichtiger Rührung das weinende Mädchen, das seine Blicke so andächtig flehend auf ihn richtete; dann ergriff er ihre Hand und sagte: „Liebes Bäschen, sein Sie ruhig: ich verspreche Ihnen, so schonend wie

möglich mit Ida zu verfahren, wenn Sie mir geloben wollen, mich von Allem gewissenhaft zu unterrichten, was Sie bezüglich Ida's und des Italieners wahrnehmen oder auch nur zu bemerken glauben. Aber Sie wissen ja selbst, daß auch der zärtlichste Vater und mildeste Lehrer dem Kind nicht die Ruthe ersparen kann, wenn es nicht hört. Just so ist auch der Schmerz die Ruthe der Züchtigung in der Schule des Lebens, und was ich auch thun mag, geschieht nur immer zum Besten Ida's und zu ihrer Rettung!" Und plötzlich einen andern Ton anschlagend, setzte er jovial und beinahe leichtfertig hinzu: „Sehen Sie, liebes Bäschen, in der Welt macht man gar oft die Erfahrung, daß der sittliche Abscheu der Menschen vor irgend einem Schritte nur den Personen und nicht der Sache selber gilt. Und wenn daher Damiani wirklich ein reicher Graf und ein Mann von Ehre wäre, so würden wir beide vielleicht die allfällige Entführung mit milderen Augen ansehen!"

„Glauben Sie?" versetzte Pauline und riß ihre großen schönen Augen weit auf; „wie Sie darüber denken, der Sie in der Welt gelebt haben, weiß ich freilich nicht, noch will ich es wissen. Allein was mich anlangt," setzte sie mit einem ergreifenden aufrichtigen Ernst hinzu, „so kann ich Sie nur versichern, daß ich Ida's Schritt für nicht minder unrecht, unsittlich, unweiblich und gegen Gottes Gebot und menschliche Ordnung verstoßend halten würde, wenn ihr Entführer ein Prinz, als wenn er ein Abenteurer wäre!"

„Bah, Pauline! es bedingt doch einen Unterschied,

ob aus einer solchen Verbindung Glück oder Unglück für ein Mädchen zu entspringen droht," sagte der Buchhalter. „Und gesetzten Falls, ein reicher junger Mann, der Sie liebte und von Ihnen wieder geliebt würde, hätte — aus irgend welchem beliebigen Grunde — keine andere Wahl, Ihre Hand zu erringen, als eine Entführung, so würden Sie am Ende doch sich von ihm zu einer solchen bewegen lassen?"

„Nein, nun und nimmermehr, Vetter," erwiderte Pauline sanft aber bestimmt; „ich würde nie ein weltliches Glück, und wenn es auch noch so glänzend wäre, mit einem Verstoß gegen mein Gewissen erkaufen; ich würde nie meinen Seelenfrieden verkaufen — weder um Liebe und Treue, noch um Geld und Glanz. Ich würde eher entsagen, als mich und meinen — Freund entwürdigen." Und dabei schaute sie ihm so ruhig, offen und fest in's Gesicht, daß er wohl fühlte, diese Worte kommen aus tiefster Seele, und seien kein bloßer leerer Schall.

„Wirklich, Bäschen? ist dieß Ihr völligster Ernst?" rief er.

„Mein völligster."

„Pauline, Sie sind — ein Goldmädchen!" rief er, drückte ihr mit Wärme die Hand, und ward dann plötzlich schweigsam und gedankenvoll. Und als er aus diesem Sinnen wieder erwachte, sprach er von etwas Anderm; aber von diesem Augenblicke an begegnete er ihr mit sichtlich erhöhter Achtung.

11.

Noch am selben Abend war der Buchhalter im Saale des Hotels zum Falken zu sehen, wo er von

einem einsamen Nebentischchen aus das Treiben der „goldenen Jugend“ von Stocksheim, der jungen Fabrikantensöhne und angehenden oder embryonischen Kommerzienräthe, beobachtete. Es war ein zügelloses Genußleben, das in diesem Kreise herrschte, ein raffinirter Luxus in Speise und Trank, ein ewiges Knallen von Champagnerkorken, und ein Ton der Unterhaltung, welcher dieser Lebensweise entsprach. Damiani war in diesem Kreise der Mittelpunkt; seine Anekdoten waren die zweideutigsten oder schlüpfrigsten, sein Ton der übermüthigste, seine Laune die unversiegbarste. Die Anderen staunten ihn an und versuchten umsonst es ihm gleich zu thun; aber sie standen an Anmuth der Manieren wie an Glätte der Welterfahrung unter ihm. Der sehr weit vorgerückte Abend und die Menge der geleerten Clicquot-Flaschen thaten seiner unverwüstlichen Heiterkeit keinen Eintrag. Jetzt bestürmten ihn seine Zechbrüder, er solle singen. Einer schlug das Piano auf, welches im Speisesaale stand: ein zweiter begehrte das Trinklied aus Robert, ein Dritter schlug das aus Zampa vor. Nach einigem Bitten setzte sich Damiani an's Piano und sang beide mit Wärme, mit Leidenschaft und mit guter Schule. Seine Stimme war nicht mehr frisch und voll, das Falsett war schwach und dünn, aber sie mußte einst ein schöner Bariton gewesen sein. Sein Gesang war ganz dramatisch, tadellos in Schule, Ausdruck und Phrasirung, und erntete stürmischen Beifall. Das Trinklied aus Robert mußte er wiederholen und die Zuhörer fielen ein: „Hast ja gesagt, das Gold ist nur Chimäre!“ — Und „Würfel her! spielen wir! machen wir ein kleines Spiel!“ tönte

es durch den Saal, und im Nu blinkten Haufen Gold und Silber auf dem weißen Tischtuch, die Würfel klapperten im Becher und Damiani hielt die Bank.

Ziemlich entfernt an einen der eisernen Pfeiler des Saales gelehnt, verfolgte der Buchhalter schüchtern und ohne Aufsehen den Gang des Spiels. In seinem Innern ging etwas vor, was er mit Mühe da drinnen verborgen hielt. Bei den ernsten Strophen von Damiani's Gesang war er jählings aufgestanden, und hatte sich so gestellt, daß er dem Sänger ins Gesicht sehen konnte; und nun verwandte er keine Sekunde lang das ernste forschende Auge von ihm, und auf seinen Zügen lag etwas wie lauernde Erwartung. Dann glättete sich sein Antlitz, und er kehrte leise auf seinen Platz zurück, blickte in sein Glas und schlürfte bedächtig in langen Zügen dessen Inhalt, bis das Spiel begann, wo er sich auf's neue so stellte, daß ihm keine Falte in dem voll beleuchteten Gesicht des Italieners entgehen konnte. Und als er dann endlich genug von ihm gesehen haben mochte, zahlte er seine Zeche, und ging fast unbemerkt aus dem Saal.

„Dieser Mensch ist gefährlich," murmelte der Buchhalter vor sich hin; „aber ich wage es dennoch mit ihm. Er soll sein Ziel nicht erreichen."

Am andern Tage beschied der Buchhalter den Brigadier der Gendarmerie zu sich und hatte eine lange Unterredung mit ihm, welche den angeblichen Grafen Damiani betraf; dann suchte er den Postmeister auf und pflog auch mit diesem ein sehr vertrautes und angelegentliches Gespräch unter dem

Siegel der größten Verschwiegenheit. Die Folge davon war, daß Damiani noch am selben Abend erfuhr, die Polizei sei auf ihn aufmerksam gemacht, was ihn sichtlich nicht behaglich stimmte.

Zwei Tage später saß der Buchhalter auf seinem Reitstuhl im Comptoir, als ihm noch früh am Nachmittag ein Knabe ein Billet überbrachte, welches nur die Worte enthielt: „Heute Abend um sechs Uhr, wenn die T. mit H. in's Theater geht, soll die Entf. stattfinden. P." Der Buchhalter hatte Kaltblütigkeit genug, dem Jungen ruhig sagen zu können: „Schon gut; ich werde kommen! — Ein Besuch von einem Freund, Onkel, der auf der Durchreise Stocksheim berührt und mich in seinen Gasthof einlädt," sagte er dann entschuldigend zu seinem Oheim, nahm Hut und Ueberrock und ging. Sein erster Gang galt dem Brigadier, der zweite dem Postmeister, um in aller Stille Pferde zu bestellen; dann eilte er nach dem Landhause und sprach Paulinen ohne Zeugen, ging dann auf sein Zimmer und schloß sich daselbst ein.

Pauline wankte umher wie ein Schatten, obschon sie dem Buchhalter gelobt hatte, gefaßt zu sein und sich nichts merken zu lassen. Als der Wagen vorfuhr, welcher die Kommerzienräthin und ihre Tochter in's Theater bringen sollte, war sie Zeugin davon, wie Ida sich lautweinend an der Mutter Busen warf, und wie diese sie zu beruhigen suchte. Dann ging die bethörte Mutter, zufrieden damit, dafür gesorgt zu haben, daß ihre Tochter nicht mit Damiani allein reiste, sondern ein Mädchen mitnahm, das schon seit Jahren im Hause diente. Kaum war der Wagen

weggefahren, so huschte eine dunkle Gestalt in einem Mantel in den Gartensalon, jedoch nicht unbemerkt, denn in dem anstoßenden Wintergarten lauerte schon sein Doppelgänger. Ida kam mit ihrem Mädchen, beide bebend wie Espenlaub. Damiani suchte seine Geliebte zu beruhigen, und schleppte sie beinahe mit sich fort durch den dunklen Garten und Park an eine Hinterthüre, die auf einen Feldweg mündete. Hier stand ein Diener in Livree und wartete auf die Flüchtigen, nahm den kleinen Koffer in Empfang, welchen das Mädchen trug, und schritt den drei Personen durch den dunklen nebeligen Abend voran. Noch waren sie nicht zehn Schritte entfernt, so kletterte der Buchhalter so behend als es sein Mantel erlaubte über das Pförtchen, das Damiani hinter sich verschlossen hatte und im selben Augenblick trat auch eine hohe dunkle Gestalt aus dem Schatten der Hecke und bot dem Buchhalter hülfreiche Hand.

„Sputen Sie sich, Herr Balder, und laufen Sie im Schatten der Hecke bis zu dem Wagen. Ich habe Alles abgemacht. Der Spitzbube fährt nicht mit Extrapost, sondern mit der Equipage des jungen Dönning, der selber kutschirt. Ich habe den Lakai durch Versprechungen und Drohungen gewonnen, daß er Ihnen den Hintersitz überläßt, sobald der Wagen sich in Bewegung setzt. Dönning führt die Leutchen nur bis zur nächsten Poststation, hernach soll Extrapost genommen werden. Aber so gut seine Mecklenburger auch laufen mögen, so will ich doch noch vor ihm dort sein. So, jetzt nur fort! unser Wagen steht im Hofe der untern Mühle."

Der Buchhalter lief wie ein Fuchs im Schatten

der Hecke die Anhöhe hinunter bis an den Hohlweg, wo Dönnings Wagen stand. Die Frauenzimmer und Damiani waren schon eingestiegen; der Besitzer des Wagens im Pelzrock saß auf dem Bock, der Diener zündete die Laterne eben an. Balder drückte sich hinter den Wagen, und im Augenblick, wo der Lakai beiseite trat, um den Wagen vorüber zu lassen, schwang er sich auf den Reitsitz hinten und riß dem Lakai den gallonirten Hut ab, der dann rasch hinterher lief, sich seines Ueberrocks entledigte und ihn seinem Ersatzmann überlieferte. Der Buchhalter verwandelte sich in den Lakaien, und bog sich dann so weit vorwärts, um in den Wagen hereinzusehen, soweit es das dürftige Licht der beiden Laternen erlaubte.

So fuhr der Wagen durch die kühle, stille, nebelige Nacht. Die fünf Viertelstunden nach der nächsten Poststation dünkten alle, die in und auf diesem Wagen fuhren, eine halbe Ewigkeit. Glücklicherweise kam kein Fuhrwerk irgend welcher Art hinter ihnen her, sondern sie durften sich alle einer gewissen Sorglosigkeit in Betreff der Verfolgung hingeben, und nur in der letzten Viertelstunde der Fahrt bemerkte Herr Balder von seinem hohen Sitze aus einen Wagen der ihnen in einiger Entfernung voranfuhr. Es war die Extrapostchaise, worin der Brigadier mit einem Gendarmen fuhr; dieser hatte auf Seitenwegen abseit der Landstraße einen Vorsprung von einigen Minuten gewonnen.

Jetzt bog man in den Flecken ein, an dessen jenseitigem Ende das Posthaus lag. Des Buchhalters festgeschlossene Lippen und gerunzelte Stirn verkün-

deten einen unerschütterlichen Entschluß und eine eiserne Willensfestigkeit. Der Wagen hielt und er schwang sich herab, um den Schlag zu öffnen; da nahm ihm Jemand den Hut vom Kopfe — es war der Lakai, der mit dem Brigadier vorangefahren war. Er hob Damiani und die Damen aus dem Wagen, und führte sie zu einer Extrapostchaise, die schon vor dem Posthause reisefertig hielt. Damiani stutzte, aber in dem Glauben, sein Freund Dönning habe dieß angeordnet, gab er den ursprünglichen Plan auf, sich mit seiner Geliebten auf eine Viertelstunde ein Zimmer geben zu lassen, und hob Ida in den Wagen; ihr Mädchen und er folgten, und aus dem Schlage der Postchaise heraus nahmen Damiani und sein Freund noch einen zärtlichen Abschied.

„Nun fort, und alles Glück auf den Weg!“ flüsterte Dönning; „wo ist der Postillon?“

„Hier,“ rief der Brigadier und trat hinter einem Holzstoße hervor; „dießmal fahre ich, Herr Dönning, aber nur nach Hause. Sie sind verhaftet, Herr Dönning, — im Namen des Gesetzes! Gendarm Fester, führen Sie den Herrn in das Posthaus!“

Damiani hatte aus dem Schlag springen wollen, aber an der einen Seite des Wagens tauchte die Pickelhaube eines Gendarmen, an der andern des Buchhalters bärtiger Kopf auf, dessen Fäuste sich wie eiserne Bänder um den Hals und das rechte Handgelenk des Italieners legten.

„Lichter her!“ rief der Brigadier, und im Nu war der Posthof hell von Lichtern und Laternen und gefüllt mit einem Dutzend handfester Menschen. „Was hat der Herr mit den beiden Frauensleuten

da drinnen vor?" fragte der Brigadier und leuchtete in den Wagen hinein; „der Herr ist verhaftet als einer, der seinen Gläubigern heimlich entwischen wollte."

„Und als der Entführung einer jungen Dame überwiesen, die noch nicht volljährig ist, — zwölf Jahre Zuchthaus," setzte der Buchhalter hinzu.

Damiani's Fassung kehrte wieder. „Wohlan," sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „bringen Sie mich nach Stocksheim zurück und stellen Sie mich vor Gericht. Ich werde dann den Namen der Dame laut genug bezeichnen, damit sie mir bezeuge, es sei ihr freier Wille gewesen, mit mir zu gehen!"

„Davon reden wir hernach dort drinnen zwischen Thür und Angel, Signor Alberto Manci," erwiderte ihm Balder. „Ihr Spiel ist für diesmal verdorben."

Ida hatte sich mit einem lauten Schrei an den Geliebten angeklammert, als ihn der Brigadier abführen wollte; aber Damiani schien in diesem Augenblick gar nicht zärtlich gestimmt, sondern ganz mit sich selbst beschäftigt zu sein, und ließ den Buchhalter gewähren, der Ida sanft am Arme ergriff und ihr zuflüsterte: „Kommen Sie, Cousine; überlassen Sie diesen Menschen seinem Schicksal, und entwürdigen Sie sich nicht durch einen Akt unzeitiger Großmuth. Dort drinnen werden Sie erfahren, welch eine schreckliche Gefahr Ihnen gedroht hat, die wir mit Gottes Hülfe noch glücklich abgewandt haben!"

Widerstrebend ließ die tief erschütterte weinende Ida sich von dem Buchhalter in's Haus führen, wohin ihnen der Brigadier und die Gendarmen mit ihrem Verhafteten vorangegangen waren.

„Herr Dönning,“ hub der Buchhalter an, „ich bedaure, Sie in dieser fatalen Angelegenheit verwickelt zu sehen; allein ich hoffe um so eher, daß Sie die Hand dazu bieten werden, dieselbe ohne Hülfe der Gerichte beizulegen. Zunächst bin ich Ihnen schuldig, Sie über den wahren Charakter dieses angeblichen Grafen Damiani aufzuklären; derselbe ist ein Schwindler, ein früherer Opernsänger Namens Manci, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Liverpool als Singlehrer lebte, eine seiner Schülerinnen verführte und entführte und nachher wegen Bigamie bestraft wurde . . .“

„Das ist eine Lüge!“ rief Damiani mit wuthfunkelnden Augen.

„Elender Feigling! eine einzige telegraphische Depesche bringt in wenigen Tagen Herrn Arthur Nicholson zur Stelle, um meine Behauptung zu bestätigen. Wünschen Sie wohl, dem tiefgekränkten Bruder von Miß Eleanor noch einmal zu begegnen?“

Manci biß sich auf die Lippen und schwieg trotzig, aber Alle hatten bemerkt, wie er unter dem Blicke und den Worten des Buchhalters zusammengebebt war.

„Als Mann von Ehre werden Sie nun auch begreifen, Herr Dönning, warum ich mich in diesen Handel gelegt habe,“ fuhr der Buchhalter fort. „Ich hätte vielleicht die Entführung schon an dem Hinterpförtchen des Parks verhindern können, aber nicht ohne ein fatales Aufsehen in der Stadt zu erregen. Es lag mir daher daran, die Katastrophe hieher zu verlegen und die Abrechnung mit Manci hier vor-

zunehmen. Sie werden jetzt einsehen, welche Gefahr meiner unerfahrenen Cousine drohte und welchem Schicksal sie an der Seite dieses Menschen entgegen gegangen wäre. Sie werden begreifen, welcher Antheil an einem solchen Unglück und welche Verantwortung Ihnen zugefallen wäre, wenn Manci seinen Zweck erreicht hätte. Ich hoffe daher, Sie werden einen Vorschlag annehmen, den ich Ihnen machen will. Manci hat in Stocksholm Schulden hinterlassen, und wollte mit Ihrer Beihülfe sowohl das Fräulein hier entführen, als seinen Gläubigern entweichen. Sie verpflichten sich daher, Herr Dönning, gemeinsam und zu gleichen Theilen mit mir die Schulden dieses Abenteurers zu bezahlen; wir lassen ihn mit Begleitung über die Grenze bringen und uns geloben, sich künftig hier weder zu zeigen, noch von sich hören zu lassen. Wir aber suchen alles Uebrige zu vertuschen und zu verschweigen, und kehren in aller Ruhe und Stille nach Stocksheim zurück."

Dönning besann sich nicht lange; sein Aerger über die Täuschung, die der fremde Abenteurer sich mit ihm erlaubt hatte, und über den Fluch der Lächerlichkeit, dem er verfallen mußte, wenn die Entlarvung Manci's bekannt wurde, überwand jede Regung von Mitleid mit dem seitherigen Freunde, und er gab dem Buchhalter durch Wort und Handschlag die Absicht kund, auf den Vorschlag einzugehen. Manci ward abgeführt und bald hörte man die Extrapostchaise fortrollen, welche ihn und den Gendarmen nach der Grenze bringen sollten, und Dönning kehrte verschüchtert zu seinem Wagen zurück mit dem Versprechen, den Buchhalter am folgenden Tage aufzusuchen.

Dieser war jetzt mit Ida und ihrem Mädchen allein. „Meine liebe Cousine," hub er an, „Sie werden mir nun nicht mehr grollen, weil ich Ihnen in solcher Weise entgegentrat. Sie werden einsehen, welchem lebenswierigen Unglück und Jammer Sie verfallen wären, wenn diese Entführung ihren gewünschten Erfolg gehabt hätte!" Statt aller Antwort warf sich Ida mit lautem Schluchzen an seinen Hals. „Es wird besser sein, Ida, wenn Sie einige Wochen von Stocksheim fern bleiben," fuhr Rudolph fort, „und ich möchte Ihnen rathen, bei Frau Sommerberg, Ihrer ehemaligen Gouvernante, unter dem gastlichen Dache des einsamen Pfarrhauses und in ländlicher Stille abzuwarten, bis das Aufsehen, welches dem heutigen Ereigniß folgen wird, sich gelegt hat. Die Pfarrerin wird Sie trösten und aufrichten, und ich nehme es auf mich, Ihre Eltern so schonend wie möglich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, bester Vetter! Sie meinen es aufrichtig gut mit mir," erwiderte Ida. „Gott lohne Ihnen dieses Wohlwollen! Allein wenn Sie mich nicht namenlos unglücklich machen wollen, so lassen Sie meinen guten Vater nichts von diesem Vorfall erfahren, der ihn so tief betrüben würde, und ich gelobe Ihnen, daß ich in Alles willigen werde und daß es mein erster und letzter Fehltritt sein wird. Großer Gott, warum sind mir die Augen nicht früher geöffnet worden? Und wie konnte Mama zugeben?..."

„Mein liebes Kind," erwiderte der Buchhalter, „es gibt ein Ding, welches über Mutterweisheit ist:

— das Gewissen, und ebenso die Weiblichkeit und die Pietät. Hören Sie fürder stets auf diese, ehe Sie wieder Schritte thun, die selten wieder ungeschehen gemacht werden können."

„Gott ist mein Zeuge, Vetter, daß ich Ihnen und mir dieß gelobe!" flüsterte Ida, und beugte sich auf seine Hand nieder, welche die ihrige umfaßte, und küßte sie inbrünstig. „Und nun fort von hier, lieber Rudolph! Bringen Sie mich nun schnell nach Erlau zu Amalien!"

Wenige Minuten später rollte der Wagen mit Ida, dem Buchhalter und dem Mädchen in einer andern Richtung aus dem Posthofe. Erlau lag kaum eine Meile weit entfernt und war ein ansehnlicher Flecken. Der Pfarrer Sommerberg daselbst war ehedem Hofmeister in der Familie des Fabrikanten Fink in Stocksheim gewesen, hatte dort die Gouvernante der jungen Fräulein Balder kennen gelernt und später, als er die Nomination auf jene Pfarrstelle erhalten, Amalie Flacht geheirathet. Diese war eine Frau von vortrefflichem Charakter, in welchem sich die weiblichste Milde mit einer seltenen Willenskraft paarte, eine Frau von tief religiösem Sinne und einer gediegenen vorzüglichen Bildung. Die Erziehung welche sie den beiden Zöglingen gab, wäre eine musterhafte gewesen, wenn Amalie sie hätte vollenden können und dürfen; allein sie war der Kommerzienräthin zu ernst und religiös und darum hatte Frau Balder Amalien gern ziehen lassen, als Sommerberg eine Pfarrstelle erhielt und um sie warb; sie hatte ihr noch eine Mitgift gegeben, nur um eine Person los zu werden, die sie fürchtete und die ihr

in Allem, wo es sich um Gewissen und um höhere Dinge handelte, einen unerschütterlichen und offenen Widerpart hielt. Frau Balder hatte dann ihre Töchter in fremde vornehme Institute gegeben, wo eine seichte, vielseitige Bildung den guten Samen, den Amalie in das Gemüth ihrer Zöglinge gelegt, bald mit allerlei Unkraut überwuchert hatte, ohne jedoch denselben ganz ersticken zu können. Beide Zöglinge hingen noch mit inniger Liebe an ihrer ehemaligen Erzieherin, und darum gereichte der Gedanke, in diesem kritischen Augenblicke ihres Lebens zu Amalien flüchten und bei ihr Trost suchen zu dürfen, auch der erschütterten Ida zu großer Beruhigung: Amalien durfte sie ja Alles rückhaltslos anvertrauen, was sie gefehlt hatte, denn in diesem edlen, uneigennützigen Gemüthe war Trost und Mitgefühl für alle Leiden zu finden.

12.

„Wo ist denn Ida, mein gutes Kind?" fragte am andern Morgen Herr Balder beim Gabelfrühstück, als er Ida's Platz leer sah und eine eigenthümliche Gedrücktheit und Scheu auf den Gesichtern seiner Frau und ältern Tochter bemerkte. „Ist sie krank, daß sie beim Frühstück fehlt?"

„Nicht doch, lieber Onkel, sie ist gesund und wohl in Erlau bei der Pfarrerin, wohin ich sie gestern Abend gebracht habe," versetzte der Buchhalter rasch und unbefangen, ehe die Kommerzienräthin noch den Muth fand, auf diese Frage zu antworten.

„In Erlau?" fragte der Kommerzienrath verwundert und sah seine Gattin an, welche todesblaß und

bebend dastand und den Neffen Buchhalter mit fragenden, forschenden Blicken maß. „Was will denn das Mädchen dort?“

„Fräulein Ida sucht Ruhe und Stille, deren sie bedarf, und die sie dort eher zu finden hofft als hier. Ich traf sie auf dem Posthofe zu Wölfingen mit ihrem Mädchen, als ich gestern Abend mit einem Freunde dorthin fuhr, und erbot mich ihr zur Begleitung nach Erlau, die auch nicht abgelehnt wurde. Ueber das Andere aber wird die Frau Kommerzienräthin wohl eher Bescheid geben können, als ich,“ setzte der Buchhalter mit seiner unerschütterlichen Ruhe gleichgültigen Blickes hinzu.

„Was in aller Welt konnte aber mein Kind bewegen, so ohne Abschied von mir zu gehen, und woher denn auf einmal dies seltsame Bedürfniß nach Ruhe?“ fragte der Kommerzienrath.

Der Buchhalter zuckte die Achseln und murmelte: „Vielleicht getäuschte Erwartungen und Hoffnungen; Fräulein Ida erschien höchst aufgeregt und unglücklich!“ . . .

„Ja,“ fiel die Kommerzienräthin betreten und mit unsicherer Stimme ein, „das arme Kind war sehr aufgeregt — der Arzt verordnete eine Luftveränderung — und während ich gestern Abend mit Henrietten im Theater war, fuhr Ida in aller Stille weg.“

„Und das muß ich erst heute erfahren?“ rief Herr Balder finster und vorwurfsvoll. „Man hat es nicht einmal für passend gehalten, mich von dem Zustande meines guten Kindes zu benachrichtigen? Ich merkte zwar wohl, daß Ida seit einigen Tagen auffallend verstört und nervös war, aber wie hätte ich ahnen

sollen, daß es ein solch ernstes Leiden war? — Und was war wohl der Grund davon?"

Die Kommerzienräthin zuckte die Achseln, und schaute zu Boden; Henriette drückte ihr Taschentuch vor die Augen und wandte sich ab. Der Buchhalter aber sagte mit einer Gelassenheit, welche auch dem bekümmerten Vater wieder etwas Zuversicht einflößte: „Wer kann das wissen, lieber Onkel? Eine Mädchenlaune vielleicht oder ein plötzlicher Einfall! Das Fräulein hat zu viel Romane gelesen und dadurch Phantasie und Empfindungs-Vermögen vielleicht überreizt, und sehnt sich nun — denn die Extreme berühren sich ja — nach ländlicher Einsamkeit und Stille. Und wenn die Pfarrerin von Erlau nur eine halb so vortreffliche Frau ist, wie Fräulein Ida und der allgemeine Ruf sie schildern, so kann, dünkt mich, das Fräulein in keinen besseren Händen sein, und Sie brauchen sich wahrlich keine unnöthigen Sorgen ihretwegen zu machen."

„Du hast Recht, Rudolf! bei Amalien ist mein Kind gut aufgehoben. Aber Ida hätte doch wohl Abschied von mir nehmen können, und brauchte nicht in Nacht und Nebel aus dem Hause zu gehen?"

„Vielleicht fürchtete sie, ihr Plan würde Ihre Billigung nicht erhalten, Onkel! Junge Mädchen sind darin seltsam," sagte der Buchhalter unbefangen. „Aber Sie können ja heute Nachmittag hinausfahren und sie besuchen!"

Der Kommerzienrath nickte stumm; man sah ihm an, daß ihn bereits wieder andere Gedanken beschäftigten, seit die Besorgnisse um sein Lieblingskind zerstreut waren, und er beschäftigte sich abwechselnd

mit dem Inhalt seines Tellers und demjenigen seiner Zeitung. Für die drei Frauenzimmer: die Kommerzienräthin, Henrietten und Paulinen, war dieser Auftritt ein äußerst peinlicher, innerlichst erschütternder gewesen. Ida's Mutter schwebte in einer Spannung einer Seelenangst und Ungewißheit, die sie beinahe aufrieben; sie vermochte kaum mehr ein Wort hervorzubringen, kaum mehr auf den Füßen zu stehen. Die Sorge um ihr Kind, das sie so leichtsinnig einem landfremden Menschen überantwortet, hatte sie schon die ganze Nacht kein Auge schließen und tausendmal die Verblendung und den Eigensinn bereuen lassen, womit sie aus purem Trotz gegen ihren Gatten und aus falschem Ehrgeiz in diese Entführung gewilligt hatte. Sie gab Henrietten einen Wink, stand vom Tische auf und ging hinaus; aber draußen auf dem Flur mußte der Lakai sie unterstützen, daß sie wieder ihren Salon im ersten Stock erreichte. Henriette eilte ihr nach, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, denn sie hatte bemerkt, daß Mama mit einer Ohnmacht rang. — Pauline dagegen zitterte vor Angst, der wahre Grund von Ida's Abreise möchte nun an den Tag kommen und den Onkel betrüben, dessen Geradheit und Rechtlichkeit sich unbeschreiblich gegen eine solche Handlung seines Lieblingskindes empören mußten. Pauline war schon am frühen Morgen von dem Buchhalter über den Verlauf des gestrigen Abenteuers in Kenntniß gesetzt und über Ida's Rettung beruhigt worden; aber der Gedanke an den Schmerz, welchen Ida's Benehmen ihrem Vater bereiten mußte, schnitt ihr selber durch die Seele. Sie las in den Gedanken der Mutter Ida's, sie sah ihr die Folter an,

auf welcher sie lag, und sie hatte aufrichtiges Mitleid mit ihr und Henrietten, die, wie sie wohl wußte, den Plan der Entführung nie gebilligt und nie ein Interesse für Manci gehabt hatte, — in das kindliche Gemüth Paulinens drang auch nicht die leiseste Regung von Schadenfreude über die Seelenangst der stolzen Frauensleute, welche bisher nur ihre Bedrängerinnen gewesen waren. Die Freude über Ida's Rettung aus drohender Gefahr überwog alle ihre Gedanken und Empfindungen der reinen Seele, und wenn je noch ein anderes Gefühl darin Raum hatte, so waren es Dankbarkeit gegen den männlichen, bewußten, starken Vetter und Bewunderung für die eherne Ruhe, womit er unter all diesen aufregenden Affekten und Leidenschaften seiner Umgebung dastand.

Der Buchhalter warf ihr jetzt einen ermunternden lächelnden Blick zu, nagte an seinem Hühnchen und ließ sich in seiner Gelassenheit nicht stören; sein schalkhaft blitzendes Auge verrieth sogar eine gewisse Befriedigung über die Seelenqual, welche die stolze Tante jetzt erfüllte. Da erhob Onkel Gottfried das Gesicht von seiner Zeitung, sah sich im Zimmer um und richtete an den Neffen die Frage: „He, Rudolph, sag mal', hat denn Ida's Zustand etwas mit der Liebe zu schaffen? Hat ihr der welsche Graf das Köpfchen etwas verrückt?"

„Er hatte es, Onkel," versetzte der Buchhalter; „aber die Geschichte ist nun verwunden, und Ida weiß, daß er nur ein Abenteurer war und kein Graf, und daß er gestern mit Hinterlassung von Schulden heimlich von hier durchgebrannt ist."

„Hat er das gethan? Na, das ist ja köstlich!" rief Herr Balder schadenfroh. „Jenun, das ist das gewöhnliche Ende solcher Müßiggänger. Und darum nun also vornhin der wortlose Schreck und die tödtliche Verlegenheit meiner Ehehälfte? Ei, wie mich das freut, daß sie mit ihren noblen Bekanntschaften wieder einmal einen Mißgriff begangen und sich lächerlich gemacht hat! Wollte Gott sie würde endlich dadurch gewitzigt! — Und Du glaubst, daß Ida nun kurirt ist?"

„Gewiß, Onkel; sie denkt nicht mehr an ihn, außer etwa mit Schmerz und Beschämung," sagte der Buchhalter. „Ida ist ein gutes Kind, nur verbildet und irre geleitet; lassen Sie ihr den Willen und gönnen Sie ihr einige Wochen ruhiger Sammlung unter den Augen ihrer mütterlichen Freundin, und diese Herzenswunde wird leicht vernarben!"

„Sie soll ihren Willen haben — Amalie wird sie wieder auf den richtigen Weg bringen," murmelte der Kommerzienrath; „und in diesen kritischen Zeiten ist sie wohl besser außer dem Hause," setzte er halblaut hinzu.

„Henriette, Du mußt mit dem fatalen Menschen sprechen, mit dem Rudolph!" rief die Kommerzienräthin ihrer Tochter leidenschaftlich entgegen, als diese hinaufkam. „Der Abscheuliche weiß mehr als er sagen will; wie könnte er sonst behaupten, Ida sei in Erlau? Er hat es darauf angelegt, dem Papa Alles zu verrathen — ich sah in seinem kalten Auge eine heimliche Schadenfreude blitzen!"

„Das war wohl ein Irrthum, Mama," entgegnete Henriette; „mir war, als wollt' er eher ver-

schweigen, daß etwas vorgefallen sei, was das Licht scheue — ein Unglück, ein ... Verbrechen! Gerechter Gott, ich bin ganz außer mir vor Angst! Wie konntest Du auch zugeben, Mama ...

„O mein Kind, erspare mir die Vorwürfe! ist's nicht genug an der Selbstqual meiner eigenen, die mir beinahe das Herz zerreißen? Geh' hinunter zu ihm, nimm ihn beiseite und gib ihm die besten Worte um Alles zu erfahren, denn ich bin außer Stande mit ihm zu reden!"

Henriette stieg wieder hinunter, obschon sie Mühe hatte, gefaßt zu bleiben, und gab, als sie drunten durch das Frühstückszimmer ging, dem Buchhalter einen Wink ihr zu folgen. Im Gartensalon trafen sie zusammen, und auf Henrietten's tonlos angstvolle Frage: „Was ist aus Ida geworden?" erzählte er ihr Alles, was sich und wie es sich zugetragen. Henriette athmete leichter auf und ihr Herz ward von aufrichtigem Danke gegen den Vetter geschwellt, den dieser jedoch ablehnte.

„Glauben Sie meiner Betheuerung, Vetter Rudolph," sagte sie, „daß ich nichts von dieser Entführung wußte und sie nie gebilligt haben würde. Ich hätte diesen Plan eher dem Vater verrathen als ihn geschehen lassen."

„Ich glaube es Ihnen, Cousine; was müßte auch der Vetter von Ihnen denken, wenn Sie sich einer solchen Handlungsweise, einer solchen ... Thorheit schuldig machten?"

„O, ich dachte dabei nicht an Robert," entgegnete Henriette lebhaft; „ich dachte nicht einmal an die Ehre unsrer Familie und an den Ruf Ida's,

sondern mir schwebte nur die Versündigung gegen den Vater vor der Seele, und das Unglück, das lebenswierige Elend meiner armen Ida, denn was kann daraus Gutes erfolgen, wenn man alle Rücksichten der Pietät und alle Mahnungen des Gewissens mit Füßen tritt?"

„Ist dieß Ihr Ernst, Cousine?"

„Zweifeln Sie an meiner Wahrhaftigkeit? und gar in einem solchen Augenblicke?" fragte sie.

„Nein, Cousine, aber ich freue mich, daß Sie besser sind als ich glaubte, daß Sie doch im Grunde noch mehr Gefühl haben, als ich Ihnen bei Ihrem Stolze zutraute, und ich freue mich darüber doppelt, um eines Andern willen, der Ihnen gut ist," fügte er mit einem bedeutsamen Blicke auf die erglühende Henriette hinzu, welche zu Boden blickte. „Der Vetter ist weich und mild, und könnte keine Frau brauchen, welche anspruchsvoll und herrschsüchtig wäre. Sein einfacher Sinn sucht etwas verwandtes, gleichgestimmtes; und Sie werden ihn nicht täuschen wollen, indem Sie nur jetzt weich und nachgiebig und anspruchslos sind! Das wäre schlecht und Ihrer unwürdig, Henriette!"

Sie blickte zu ihm auf und dicke Thränen quollen aus ihren Augen; aber ihr Blick war nicht herb und vorwurfsvoll, sondern eher bittend. Sie bot ihm die Linke, während sie die rechte Hand feierlich auf das Herz legte, und sagte mit einem Ton, welcher aus ihrem innersten Herzen quoll: „Rudolph, lieber Vetter, Sie sind ein solch edler, treuer Freund, daß ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenke. Lassen Sie mich schweigen über Dinge, welche zu beurthei-

len der Tochter nicht geziemt; aber sein Sie überzeugt, daß der Wunsch, dieses Haus zu verlassen, bei mir theilweise nur aus dem Verlangen entspringt, zu beweisen, daß ich in einfachere naturwüchsigere Verhältnisse zurückkehren möchte."

„Und warum nicht diese einfacheren Verhältnisse in dieses Haus zurückführen?" fragte der Buchhalter und drückte Henrietten warm die Hand.

„Dies hängt nicht von mir ab, Rudolph," sagte sie; „und die Mutter ist so verblendet, daß ich kaum zu hoffen wage, sie werde je sich in diese Reduktion fügen."

„Oft lehrt die Noth uns zwangsweise, was wir nicht selber thun wollten, Cousine. Aber haben Sie guten Muth! In wenigen Tagen wird der Vetter wieder hierher zurückkehren, denn es zieht ihn mächtig hieher zu Ihnen, und dann wird alles wohl schnell eine andere Wendung nehmen. Einstweilen aber beruhigen Sie die Tante über Ida's Schicksal und suchen Sie sie auf vernünftigere Ansichten über mich zu bringen, denn ich fühle wohl, daß sie mich fortan noch bitterer hassen wird als zuvor, weil sie den Gedanken nicht ertragen kann, daß ich ihren Plan vereitelte, wenn ich auch gleich ihr Kind dadurch rettete!"

„O nein, Rudolph, Sie beurtheilen Mama nicht richtig; sie wird Ihnen aufrichtig danken . . ."

„Niemals — es gibt Menschen, welche niemals Unrecht haben wollen, und die am unversöhnlichsten gegen diejenigen sind, welche ihnen ein Unrecht nachgewiesen haben. Zu diesen Verblendeten gehört auch Ihre unglückliche, vom Glück verwöhnte Mama.

Sie wird mir unversöhnlich grollen, aber ich fürchte sie nicht."

Es mußte einige Wahrheit in dieser Bemerkung liegen, denn selbst Henriette wagte ihr nicht mehr zu widersprechen, und sie versicherte ihn nur, daß sie ihm nie vergessen werde, was der Vater und Ida ihm verdankten.

13.

Die nächsten Tage brachten noch einige schwere Schicksalsschläge über den Kommerzienrath. Zwei Hamburger Exporthäuser, mit welchen er in sehr ausgedehnter Geschäftsverbindung stand, waren gefallen, und die Verluste, von welchen Balder hiedurch betroffen ward, überstiegen alle Stöße, welche er seither erlitten hatte, und unter dem ersten Eindruck dieser Hiobspost sprach der Fabrikherr schon davon, sein Geschäft zu liquidiren.

„Ich bin ruinirt," sagte er; „ich sehe keinen Ausweg mehr vor Augen! Ich bin ein Bettler, aber ich kann noch meinen Glaubigern gerecht werden!"

„Noch ist es nicht zum Aeußersten gekommen, Onkel," sagte der Buchhalter zu ihm. „Der Verlust ist groß, aber noch nicht ganz sicher; es kann sich mit beiden Häusern noch günstiger gestalten als wir erwarten. Und dann haben Sie ja noch eine Hilfsquelle, die Sie noch gar nicht benützt haben: Robert's Vermögen."

„Robert's Vermögen?" erwiderte der Kommerzienrath tonlos; „wo denkst Du hin, Rudolph? Soll ich ihn in meinen Ruin hereinziehen, nur um meinen Sturz zu verzögern? Soll ich ihn beschwindeln, be=

lügen, damit er meine Verhältnisse für besser halte, als sie sind, obschon ich ihm zu viel Umsicht und Geschäftsgewandtheit zutraue, als daß er blindlings auf solche Vorspiegelungen einginge oder nicht selbst zu sehen verlangte? Oder soll ich mich an sein Mitleid wenden, und wird er mir dann die erbetene Hilfe nicht erst recht versagen, wenn er über meine Zustände klar sieht?"

„Sie sollen keines von beiden, lieber Oheim," erwiderte der Buchhalter. „Sie sollen offen und ehrlich gegen ihn sein, und ihm einen Vorschlag machen, welcher zur Rettung führen kann, — einen Vorschlag, durch welchen Sie Ihr Vermögen und die Zukunft Ihrer Familie sichern!"

„Und was für ein Mittel wäre dies?"

„Ein Verkauf Ihrer Fabriken und Liegenschaften an ihn gegen eine Leibrente und mit der Bestimmung, daß Sie das Geschäft binnen fünf oder zehn Jahren wieder von ihm zurückkaufen können, wenn die Krisis vorüber ist, wenn die Scharten wieder ausgewetzt worden sind, denn Sie sollen dem Geschäfte nicht fremd bleiben, sondern demselben Ihre Erfahrung und Umsicht nach wie vor erhalten . . ."

„Junge, das ist ein Lichtstrahl!" rief der Kommerzienrath lebhaft und freudig; „das könnte mich retten, und die nächste Zukunft würde mir erlauben, das Geschäft wieder zurückzukaufen und Robert eine reichliche Provision für seine Hülfe zu bezahlen. — Aber ich fürchte, es ist doch nicht ausführbar," setzte er dann kleinmüthig hinzu; „Robert wird nicht dar auf eingehen, und wenn er es thäte, welche Schwierigkeiten würden mir im Schooße meiner eigenen

Familie erwachsen? Glaubst Du, meine hochfahrende Frau würde sich je zu einer solch demüthigenden Maßregel bequemen?..."

„Wenn man sie darüber befragt, allerdings nicht," erwiderte der Buchhalter. „So wie ich die Tante kenne, würde sie sich lieber unter den Trümmern ihres Vermögens begraben lassen, als einen vernünftigen Schritt eingehen, der ihre vermeintlichen Rechte und Ansprüche an das Leben auch nur vorübergehend herunterstimmte. Und doch, lieber Oheim, müssen Sie sich selbst gestehen, daß Ihnen nichts andres übrig bleibt, als den unvernünftigen Luxus der Tante zu beschränken, und Sie müssen einmal den moralischen und animalischen Muth dazu haben. Sie müssen es sogar um Ihrer Kinder, um Ihrer Zukunft willen thun, und zwar bald, wenn nicht alles verloren sein soll!"

„Ja, alles, alles verloren!" murmelte der Kommerzienrath, und sein Haupt sank in den verhüllenden Händen verzweifelnd und matt auf das Hauptbuch herab, vor welchem er saß. „Barmherziger Gott, wie soll dieß enden, und wie soll ich es durchführen?"

„Nur Muth, Oheim, nur ein klein wenig Muth als Mann!" sagte der Buchhalter eindringlich. „Sie müssen handeln, starr, unerbittlich, rücksichtslos, denn auf Ihnen allein beruht die Verantwortlichkeit vor Gott und der Welt. Sie müssen sich zu einem kühnen Entschlusse aufraffen. Und pfui doch, lieber Onkel! einem Mann der Hunderten von Menschen Brod gibt, von dessen Wohl oder Wehe Hunderte von Familien abhängen, einen Mann von Ihrer

geistigen Kraft sollte vor dem Keifen und den Thränen einer Frau bange sein?"

„Ja, mir bangt davor, Rudolph," sagte der Kommerzienrath; „ich gestehe es. Du weißst nicht, welch eine Pein ein solch verwöhntes herrschsüchtiges Weib ist, zumal wenn man sich ihr gegenüber des Vorwurfs nicht entschlagen kann, daß man sie verwöhnt habe. Der Ehestand birgt Scenen, von welchen der Uneingeweihte keinen Begriff hat."

„Mag sein, aber Sie sind Vater, sind Kaufmann, Oheim! Um Ihrer Kinder willen und Ihrer Gläubiger wegen müssen Sie sich zu einem kühnen Entschluß und männlichen Auftreten emporraffen. Was für Scenen in der engsten Häuslichkeit würden Sie erst erwarten, wenn Ihre Frau und Kinder im Falle eines Ruins aus der Beschränkung heruntersteigen müßten in die Armuth, den Mangel, die Schande?...."

„Halt ein, Rudolph! halt ein!" fiel der Kommerzienrath in's Wort; „ich will alles — ich bin geneigt, auf Deinen Plan einzugehen, aber Du mußst für mich handeln, Du mußst ihn zu Papier bringen, dem Robert mittheilen, ein Begleitschreiben beilegen, und mir keine andere Wahl übrig lassen, als die Unterschrift zu vollziehen, wenn die Bedingungen mit Robert vereinbart sind."

„Topp! es gilt Onkel! Schlagen Sie ein!" rief der Buchhalter lebhaft und bot seine Hand über den Pult herüber.

„Nein, halt! noch nicht! ich habe noch ein Bedenken . . ." stammelte der Kommerzienrath schwankend. —

„Ich weiß was Si meinen, Onkelchen! ich will

Alles auf mich nehmen gegenüber der Tante. Sie soll ihre Wuth an mir auslassen und mir allein fluchen, bis ihr Zeit und Umstände zu einem klaren Blick verhelfen!"

„Das nehme ich an; ich werde Dich als Urheber dieses rettenden Planes nennen, aber nicht aus memmenhafter Entschuldigung, sondern um den Frauensleuten täglich hören zu lassen, wie sehr sie Dir einst noch danken werden. Aber dieß war's nicht, Rudolph, was mich erschreckte. Nein, ich kann dieses Abkommen mit meinem Neffen Robert nicht treffen, vorausgesetzt daß er auch darauf eingehen wollte, was mir immer problematischer wird, je mehr ich es überlege, — ich kann nicht einmal eine derartige Aufforderung an ihn ergehen lassen, ohne mit meiner Frau und Tochter gesprochen zu haben, denn Henriettens Zukunft steht auf dem Spiele. Sie und ihre Mutter haben sich in den Kopf gesetzt, daß der Vetter Henrietten heirathen soll. Erfährt er nun meine eigentlichen Verhältnisse, so wird aus der Parthie nichts!"

„Und die Tante und Bäschen Henriette jammerten Ihnen die Ohren voll und überschütteten Sie mit Vorwürfen! Nicht wahr, Onkel, dahin zielen Ihre Befürchtungen? Allein seien Sie hierüber ruhig, denn so weit ich meinen Vetter kenne, so liebt er Henrietten wirklich und trägt kein Bedenken, sie selbst dann zu heirathen, wenn Sie den einzigen Schritt zur Rettung gethan haben!"

„Er liebt sie? Ist das gewiß?"

„Gewiß und wahrhaftig!" sagte der Buchhalter; „und der Vetter sucht nur Henriettens Besitz, nicht

ein glänzendes Vermögen; er wird — ich verbürge mich dafür — nicht zurücktreten, wenn Ihre äußeren Verhältnisse vorübergehend auf einen rationelleren und bescheideneren Fuß heruntergestimmt werden! er brennt vor Begierde, Ihr Mitarbeiter zu werden."

Der Kommerzienrath athmete etwas leichter auf, aber er konnte noch nicht frei und zuversichtlich glauben und hoffen. „Wenn dieß wahr wäre!" murmelte er; „Robert sollte dieß wollen?"

„O, Sie dürfen mir glauben, Oheim, daß Robert Ihre Verhältnisse bereits auf das Genaueste kennt, und zwar durch dieses hier," erwiderte der Buchhalter und nahm ein Paket Papiere aus seinem Pult, die er dem Oheim hinüberbot; „seit acht Tagen habe ich eingesehen, daß Ihnen keine andere Wahl mehr übrig bleibt, als dieser Verkauf an Robert. Ich habe all die Inventarien, die Schätzungen, kurz alles zusammengetragen und zusammengestellt, den Tilgungsplan und die Bilanzen gemacht, ich habe einen Kaufsvertrag entworfen und mit den schlagendsten Motiven versehen, und alle diese Papiere und ihren Inhalt kennt Robert nicht nur, sondern hat auch bereits seinen Namen und Unterschrift unter die Verträge gesetzt, so daß sie gültig sind, sobald Sie die Ihrige noch beisetzen, lieber Oheim! Und so liegt jetzt Wohl oder Wehe nur noch in Ihrer eigenen Hand!"

„Rudolph, Junge, das hast Du gethan? . . ."

„Ja, Oheim, ich klage mich dieser Eigenmächtigkeit an, aber Sie sollen mir deßhalb nicht zürnen, mein lieber guter Onkel! die Ereignisse schreiten so schnell! das Instrument mußte zur Hand sein, um

im kritischen Augenblick benützt zu werden, ehe es zu spät war . . ."

„Ich danke Dir, Rudolph! ich danke Dir . . ." stammelte der Kommerzienrath. „Ich sehe, Du bist mir in allen Stücken überlegen, ein umsichtigerer, thatkräftigerer Geschäftsmann als ich — ein Mann, der mit der Kraft und Frische der Jugend ungewöhnliche Mäßigung, Erfahrung und Scharfblick verbindet . . ."

„Kein Wort mehr hierüber, bester Onkel! lesen Sie, lesen Sie das Instrument, erwägen Sie alles, und dann unterschreiben Sie! Robert erlaubt Ihnen noch jeden Zusatz. Aber eilen Sie mit der Entscheidung!" Damit verließ er des Oheims Privatcomptoir, und der alte Herr war nun allein. Mit zitternder Hand und feuchten Augen nahm er die Papiere und durchlas sie bedächtig und aufmerksam. Es war in der That ein großmüthiger Vertrag, welcher ihm hier vorlag; er sollte seine Jahresrente und seine Sustentation für die zu leistende Mitarbeit selber bestimmen; er sollte jeden Augenblick im Stande sein, nach dreimonatlicher vorgängiger Anzeige sein ganzes Etablissement oder die einzelnen Liegenschaften zurückkaufen zu können. Er fand als Beilagen sogar Uebersichten, worin der Effektivwerth der Liegenschaften und Maschinen gesetzlich taxirt war, und worin angegeben wurde, um wie viel unter diesem wahren Werth sie jetzt in dieser kritischen Zeit verkauft werden würden, und welch' muthmaßlich höherer Erlös daraus in günstigeren Jahren erzielt werden müßte, und die Differenz zwischen diesen beiden Preisen betrug allein schon ein nicht unbedeutendes Vermögen!

Herr Balder konnte sich nicht verhehlen, daß dieses Auskunftsmittel das einzige war, ihm seine Fabriken und den Grundstock seines Vermögens zu erhalten, denn er sah ein, daß er mit seinem erschütterten Credit und unter den stündlich auf ihn eindringenden weiteren Verlusten nicht auf die Dauer im Stande gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten. Und dennoch zögerte er, dieses Instrument zu unterschreiben, seine Hand sträubte sich lange, so gleichsam mit eigener Hand sein Todesurtheil zu vollziehen. Sein Haupt sank schlaff und matt auf seinen Pult nieder in die gefalteten Hände, seine Lippen bebten in einem stillen inneren Kampfe, die Brust hob sich keuchend unter den Wallungen einer mächtigen Gemüthsbewegung und die glühenden Augen schlossen sich; dann aber brachen endlich Thränen aus seinen Augen, die gepreßte Brust ward leichter, das pochende Hirn freier, und seine Lippen flüsterten ein leises Gebet. Und als er nach einer Weile sich aufrichtete, waren seine Züge gefaßt und mild und er ergriff mit fester Hand die Feder und setzte mit einem inbrünstigen „In Gottes Namen!“ seine doppelte Unterschrift unter die beiden Exemplare der Verträge.

„Der Würfel liegt; nun segne Gott Alles was daraus entspringt!“ sagte er, rief dann den Neffen Buchhalter herein, und bat ihn um seine Begleitung zum Notar und vor die Behörden, denen die Kenntnißnahme und Sanktion von solchen Verträgen und Verkäufen oblag.

„Und nun rufen wir den Vetter sogleich durch Telegramm herbei,“ sagte der Buchhalter; „die Hoch-

zeit muß sobald als möglich diesem Schritte folgen, um das Aufsehen zu beschwichtigen, welches dem Verkauf Ihres ganzen Etablissements folgen wird. Wir wollen den Kleinstädtern gar nicht Zeit zu Glossen lassen, sondern sie von einer Ueberraschung zur andern fortreißen. — Aber was seh' ich, Onkel? Warum haben Sie die Jahresrente und die Sustentation so niedrig angesetzt? Sie sollen nicht Mangel leiden, Sie sollen einen heitern sorgenfreien Lebensabend haben!"

„Er wird desto heiterer sein, je schneller ich allen meinen Verbindlichkeiten gerecht werde," sagte Herr Balder. „Es ist die einzige günstige Gelegenheit, wo ich die in meinem Hauswesen eingerissenen Mißbräuche mit Stumpf und Stiel ausrotten kann. Und doch ist es ja um meiner Kinder willen rathsam und meine Pflicht, daß ich mich bald wieder in den Besitz meines Etablissements setze, denn es wäre mir ein erschütternder Gedanke, wenn die Leute wähnten, ich lebe gleichsam nur von der Gnade meines künftigen Schwiegersohnes."

„O, über diesen Punkt mögen Sie ganz ruhig sein, bester Oheim! Dieser Fall wird niemals eintreten," erwiderte der Buchhalter mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Robert ist so froh, daß er eine Gelegenheit gefunden hat, von den reichen Mitteln, in deren Besitz ihn die Vorsehung durch seines Vaters gesegneten Fleiß gesetzt hat, einen würdigen Gebrauch machen zu können!" Und der Buchhalter lächelte dabei so seelenvergnügt und glücklich, als ob er selber dieses genugthuende Bewußtsein in sich trüge.

14.

Die Kunde von dem Verkauf des Balder'schen Etablissements sammt der Villa und den übrigen Liegenschaften machte mit Blitzesschnelle die Runde durch ganz Stocksheim und erregte großes Aufsehen. Viele hatten im Stillen schon schadenfroh auf des Kommerzienraths Ruin gelauert, den sie für unvermeidlich gehalten und prophezeit hatten: viele beneideten, Andere bedauerten ihn, und der Eindruck, welchen das Erreigniß bei dem Publikum hervorrief, war ein sehr gemischter. Doch überwog in kaufmännischen Kreisen eigentlich die Freude oder wenigstens eine gewisse Genugthuung über dieses Auskunftsmittel, welches einem Bankerrott oder wenigstens einer zeitweiligen Geschäftsstörung vorbeugte, denn eine solche würde den allgemeinen Kredit der Handelsherren und Fabrikanten in dieser Manufakturstadt nothgedrungen bedeutend erschüttert und sicher noch den Zusammensturz auch anderer wankenden kommerziellen Häuser nach sich gezogen haben.

Den erschütterndsten Eindruck aber hatte die Kunde davon auf der Villa Balder selbst gemacht, wohin sie dem Besitzer vorangeeilt war. Einige müßige Damen der Stadt, aus dem Bekanntenkreise der Kommerzienräthin, hatten die beinahe unglaubliche Nachricht kaum erfahren, so eilten sie schon nach der Villa, um sich von Seiten der Kommerzienräthin die authentische Bestätigung oder Widerlegung zu verschaffen. Diese erschrack bis auf den Tod, als die betreffende Frage zuerst, wenn auch mit Umwegen und Umschweifen, ihr vorgelegt ward; sie leugnete die Möglichkeit dieser

Nachricht und ihre Mitwissenschaft um den Verkauf: sie nannte das Gerücht albern und gänzlich grundlos; aber als die zweite und die dritte geschäftige Neugierige kam, um ihr die betreffende Frage vorzulegen, als jede Fragerin die gleiche Summe und doch wieder eine andere Quelle nannte, da ward die Seele der Kommerzienräthin von einer vagen Befürchtung und Angst erfüllt, die gar keine Grenze kannte, und sie konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, hinter dieser Nachricht berge sich eigentlich noch etwas weit Entsetzlicheres. Sie schickte nach ihrem Gatten, allein dieser war schon nicht mehr auf der Fabrik und nirgend mehr zu finden, denn er hatte alle möglichen Gänge zu den Behörden u. s. w. zu machen, um die vorschriftsmäßige gesetzliche Bestätigung des Verkaufs zu erlangen, die der Buchhalter als angeblicher Anwalt des Holländer Vetters auf das eifrigste betrieb. Henriette schickte nach dem Buchhalter, aber auch dieser war nicht aufzutreiben, sondern rannte in Geschäften in der Stadt herum oder schrieb noch eilends Briefe und Telegramme.

So war es später Abend geworden, ehe Oheim und Neffe sich wieder auf der Fabrik zusammenfanden und miteinander nach der Villa gingen, wo die Mahlzeit schon Stunden-lange ihrer wartete. Der Kommerzienrath war wie neugeboren, seine Stirne heiter, sein Schritt wieder elastisch und lebhaft, wie er so am Arme seines Neffen hinschritt und seine Freude über diese Wendung seines Schicksals und die plötzliche Beseitigung der ihm drohenden Gefahren aussprach. „Rudolph," sagte er zu dem Buchhalter, „ich bin Dir auf Lebenszeit zu Dank verbunden; Du hast mir

alles gerettet: Ehre, Leben, Vermögen, Wohlfahrt der Meinigen, den Glauben an mich und meine Zukunft. Lebenslang werde ich Dir dieß nicht vergessen, und wenn ich erst wieder rehabilitirt bin, dann fordere und begehre von mir was Du nur willst. Und wie brav und uneigennützig Du gehandelt hast, mein wackerer Neffe! Du allein hast das Verdienst, dieses Auskunftsmittel gefunden zu haben ..."

„Nein, lieber Oheim! das ist nicht mein Verdienst!" fiel ihm der Buchhalter lebhaft in die Rede; „dieser Gedanke ist Robert von einer andern Seite her unterbreitet worden, aber ich habe ihn begierig erfaßt und zu verwirklichen gesucht."

„Gleichviel, Du kannst wenigstens nicht in Abrede ziehen, daß diese Idee ohne Dich nicht verwirklicht worden wäre ..."

„Allerdings," versetzte der Buchhalter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Siehst Du? Und Du allein gehst nun leer aus! Für Dich allein hast Du aus lauter Uneigennützigkeit nichts herausgeschlagen; aber ich werde für Dich sorgen: ich will noch einen Zusatzparagraphen zu dem Vertrag hinzufügen, des Inhalts, daß Robert Dir, seinem Vetter, den Vertrauensposten eines Buchhalters bestätigen und Dir eine Tantieme des Gewinns zuweisen soll!"

„Es wird gar nicht nöthig sein, lieber Onkel, dieß noch besonders auszudrücken. Sie behalten ja die Leitung des Etablissements und die Anstellung des Personals; Robert läßt Ihnen darin unbeschränkte Vollmacht, und wird damit einverstanden sein."

„Dann arbeiten wir zusammen, Neffe," fuhr der

Kommerzienrath fröhlich fort, „und mit Gottes Hilfe werden wenige ruhige Jahre hinreichen, um mir wieder die Mittel zum Rückkauf zu schaffen, und dann sollst Du die Früchte meines Fleißes theilen, und wenn es möglich wäre, daß Ida und Du einander gut werden könnten, so wäre mir ein stiller Wunsch erfüllt. Robert mit Henrietten, und Ida mit Dir, dann hätte ich zwei Söhne, und ich und meine Frau hätten ihren Willen!“

Der Buchhalter lächelte nur für sich hin, und schwieg; aber er drückte dem Oheim stumm die Hand. Als sie die Villa betraten, kam ihnen Pauline auf dem Flur entgegen, vom Schall der Hausglocke herbeigelockt. Ihre sonst so frischen Wangen waren bleich die Augen verweint, das freundliche Gesicht ernst und sorgenvoll. Sie hatte die Kunde von dem Verkauf ebenfalls gehört, aber sich noch nicht über denselben zu freuen gewagt, denn die Angst der Tante ließ sie befürchten, daß dieses Gerücht nur eine Beschönigung für den Ruin des Oheims sei, um so mehr, da sie sich nicht erklären konnte, wie ein solcher Handel hätte stattfinden können, ohne daß Vetter Robert selber anwesend gewesen wäre. Allein ein Blick auf die heitere freie Miene des Oheims verscheuchte im Nu alle Besorgnisse Paulinens: so aufgeräumt und munter hatte sie ihn seit Jahren nicht mehr gesehen; und auch der Buchhalter neben ihm war so fröhlich und stillvergnügt und trug auf seinem ehrlichen bärtigen Gesicht die ganze Genugthuung eines Mannes, der eine gute That vollbracht zu haben sich bewußt ist.

„Sie kommen so spät, lieber Onkel!“ sagte sie; „wir sind ganz in Sorgen um Sie gewesen! . . .“

„Seid Ihr? Na, jetzt könnt Ihr um so fröhlicher sein, denn wenn auch die Suppe kalt und der Braten verbrannt wäre, dürften wir doch heiter und glücklich sein, weil ich eine gute Nachricht mitbringe: Paulinchen, wir ziehen auf die Fabrik, noch vor Weihnachten und richten uns in den alten Räumen wieder gut bürgerlich ein! Ich habe mein ganzes Geschäft und die Villa hier verkauft an meinen Neffen Robert, der noch vor Weihnachten hier sein wird! Freu' Dich, mein Kind! es wird fröhliche Weihnachten geben und vielleicht eine Verlobung!"

„Ja, Eine sicherlich!" setzte der Buchhalter lächelnd hinzu und drückte Paulinen die Hand; „freuen Sie sich, liebes Bäschen!"

Paulinens schöne Augen glänzten auch bereits wieder, ihr süßer Mund lächelte, und mit Freudethränen beugte sie sich auf des Kommerzienraths Hand herab, küßte sie inbrünstig und sagte: „Nun, denn, wenn Sie in dem Verkauf ein Glück und sich ihrer Sorgen entledigt sehen, so bin ich ja doppelt glücklich. Gott sei Dank, daß Sie wieder froh und heiter sind!" Dann öffnete sie ihm die Thüre des Speisezimmers.

Hier fanden die heimkehrenden Männer die Kommerzienräthin und Henrietten. Frau Balder ruhte halb sitzend, halb liegend im Eckdivan, und bebte an allen Gliedern. Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte sie, als sie ihren Gatten eintreten sah, denn je näher die Entscheidung rückte, desto mehr bangte ihr vor dem Ergebniß derselben. Sie hatte sich all der Vorstellungen, Warnungen und Andeutungen erinnert, welche ihr Gatte ihr seit Jahren und zumal

in der jüngsten Vergangenheit wegen ihrer nutzlosen Verschwendung gemacht hatte, und die Selbstvorwürfe und Gewissensbisse, welche nun in diesen Stunden peinigender Ungewißheit in ihr aufstiegen, ließen sie das Aeußerste befürchten. Sie hatte nicht einmal den Trost der Thränen, aber ihre Spannung und Unruhe war so erschütternd, daß sie sich dem Wahnsinn nahe wähnte.

Nicht so Henriette: diese ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder, und in ihrem Kopfe wogten Gedanken von mancherlei Art, und rangen und kämpften mit einander und verdrängten sich gegenseitig. Ihre Logik war klarer von Leidenschaften. Der Vater mußte verarmt und dem Bankerott nahe sein, wenn er sich nun entschließen konnte, seine Schöpfung zu verkaufen — das war die Einsicht, welche ihr mit furchtbarer Klarheit vorschwebte. Wir sind so gut wie ruinirt, wir sind von der Höhe unseres Glanzes heruntergestürzt. Und Robert? wird er mich nun noch heirathen? das war der zweite, aber der alles beherrschende Gedanke; wird er mich noch lieben? wird der Ruin meines Vaters seine Gefühle nicht herunterstimmen? Nein, er liebt mich wirklich, echt und treu wie ich ihn, flüsterte ihr Herz. Und doch konnte sie den Zweifel nicht verwinden, daß er, der reiche unabhängige junge Mann, einem Stande angehörig, in welchem Geld und Geldeswerth gleichsam die höchsten Güter und der einzige Angelpunkt des Lebens sind und der Punkt der kaufmännischen Ehre so scrupulös beobachtet und so überschwänglich hochgeschätzt wird wie unter dem Kriegerstand die soldatische Ehre, — daß Robert von den Vorurtheilen

seines Standes, seiner Erziehung und seines Vaterlands zuviel eingesogen haben werde, um nicht heruntergestimmt und von einem Bedenken überschlichen zu werden sich mit der Tochter eines heruntergekommenen Geschäftsmanns, eines Bankeruttirers zu verbinden! Sie brauchte nur in ihr eigen Herz zu greifen und sich zu vergegenwärtigen, wie sie selber im ähnlichen oder analogen Falle noch vor wenigen Monaten, Wochen, ja vielleicht Tagen gedacht haben würde. Und eben diese Selbstschau ließ sie zweifeln, wo sie so gern geglaubt hätte, und trotz der innigsten Gefühle und Regungen ihres Herzens, das ihn so sehr liebte, konnte sie doch jenen Zweifel nicht unterdrücken. Und da sie den Vetter liebte mit einer Innigkeit und Leidenschaft, deren sie sich selbst früher in ihrem Stolze gar nicht für fähig gehalten hätte, da die Liebe ihr ganzes Wesen erfüllte, — so mußte sie sich natürlich auch mit großer Bangigkeit fragen: was wird, was soll aus mir werden, wenn er sich von mir zurückzieht, wenn er mich sitzen läßt? Dieser letztere Gedanke, diese vage Furcht, ihn zu verlieren, machte sie in innerster Seele erbeben, denn ihr war zu Sinne, als ob sie dieß nicht zu überleben im Stande sein würde.

Noch hatten weder die Kommerzienräthin noch ihre Tochter den angeblichen Käufer der Fabrik erfahren, da der Buchhalter als Bevollmächtigter desselben darauf bestanden hatte, daß derselbe erst bei dem Akte der gesetzlichen Autorisation des Kaufs öffentlich genannt werde. Daher war die geheime Angst von Mutter und Tochter ebenso erklärlich, als die Zweifel, welche über die Richtigkeit der Thatsache

des Verkaufs theilweise noch im Publikum von Stocksheim herrschten. „Es ist nur ein Auskunftsmittel, um Zeit zu gewinnen, um die dringendsten Gläubiger zu beschwichtigen, um die Katastrophe zu verzögern,“ sagten und dachten Balders Gegner und Feinde, und die Skeptiker unter den Geschäftsleuten von Stocksheim. — Es ist nur eine Ausrede, eine Beschönigung, wodurch der Kommerzienrath uns die entsetzliche Gewißheit seines Ruins maskiren und uns auf seinen unvermeidlichen Sturz vorbereiten will! dachten Henriette und ihre Mutter, und wenn sie sich das auch nicht offen zu sagen wagten, so lasen sie es doch gegenseitig in ihren Blicken und Mienen. Und jetzt war der Augenblick da, wo die Gewißheit offenbar werden, wo der Zweifel verschwinden sollte, und vor dieser Klarheit schreckten die beiden Frauenzimmer unbeschreiblich zurück.

„Guten Abend, Albertine,“ hub der Kommerzienrath an und durch seine Fröhlichkeit hindurch zitterte doch etwas wie Befangenheit und Scheu; „munter, Mütterchen! ich bringe gute Nachrichten!“

„Gute?“ fragte sie mit beinahe tonloser Stimme; „Du hast Dein Geschäft verkauft?“

„Also Du weißst es schon? dann um so besser! Nun ja denn, ich h a b e es verkauft, aber nur vorübergehend — mit der Bedingung eines Rückkaufs innerhalb einer gewissen Zeitfrist. Es war das einzige Mittel, mich zu retten und einer Zersplitterung meines Etablissements, welche einem Ruine desselben gleichgekommen wäre, vorzubeugen. Eine andere Veräußerung, eine Zwangsversteigerung, ein stückweiser Verkauf würden kaum die Hälfte des wahren Werthes

meiner Fabrikgebäude und Maschinen erzielt und mein eigenes Vermögen verschlungen haben. So aber, mittelst dieses Kaufes, stehen wir gesichert und achtungswerth da, und können durch Eingezogenheit und weise Sparsamkeit binnen weniger ruhigeren Jahren alles wieder zurückerwerben."

„Gott sei gepriesen, wenn dieß möglich ist!" stammelte Henriette; „also noch nicht alles verloren?"

„Bah, ich glaub's noch nicht," sagte die Kommerzienräthin mit dem Eigensinn eines verwöhnten Kindes. „Das ist nur ein Vorwand, eine Finte, um uns zu täuschen. Dahinter steckt etwas anderes. Wenn diese Sache richtig wäre, so würdest Du mir schon früher davon gesprochen haben, und ich hätte nicht erst aus andrer Leute Munde diese Schande erfahren müssen!"

„Schande, Mutter?" rief der Kommerzienrath unwillig; „ist es Schande, wenn ich mir und den Meinigen Opfer auferlege, um meinen Gläubigern ehrlich und redlich gerecht zu werden? Schande? Nun denn, wenn das Schande ist, dann fällt sie wohl am meisten auf diejenigen zurück, welche durch ihre bornirte Verschwendung und Großmannssucht diese Nothwendigkeit herbeigeführt haben."

„Papa, bester Papa, nicht diese harten Vorwürfe!" bat Henriette und fiel ihm um den Hals, „schonen Sie die Mama! haben Sie Nachsicht mit ihr! Wir sind schuldig, aber verzeihen Sie uns, um der Aengsten willen, die wir nur allein in den jüngsten Stunden erduldet haben! Sehen Sie, wir sind ja zu jedem Opfer bereit! wir wollen gerne auf jeden Luxus verzichten, wenn es nur Ihre Zwecke fördert, — nicht

wahr, meine liebste Mama? wir ergeben uns in Alles?"

Frau Balder zuckte die Achseln mit einem tiefen Seufzer und gerungenen Händen, als ob sie sagen wollte: Was bleibt uns anderes übrig? Aber auszusprechen vermochte sie es nicht.

„Es geht auch nicht ohne Opfer für uns alle ab," sagte der Kommerzienrath. „Wir werden unsere Equipage und Dienerschaft abschaffen, und wieder eine bescheidene Wohnung auf der Fabrik beziehen, wo weder von Festen noch von Gästen die Rede sein kann. Alles Entbehrliche wird versteigert und über Bord geworfen, und wir räumen die Villa mit Park und Gärten auf immer, denn sie wird, wenn ich sie je zu guter Letzt noch zurückerwerben kann, an den ersten besten Liebhaber verkauft, der sie zu ihrem wahren Werthe erwerben will!"

„Wie? auch dieß noch? Auch noch eine solche Demüthigung?" rief Frau Balder. „Und Du glaubst, ich werde darauf eingehen, Gottfried? ich werde in diesen Verkauf willigen?"

„Ich glaube, Deine Einwendungen werden zu spät kommen — der Kauf ist abgeschlossen," sagte Balder kalt.

„Dann stoße ich ihn um — ich werde den besten Advokaten annehmen!" rief die verblendete Frau.

„Meinethalben," sagte der Kommerzienrath gelassen.

„Ich hoffe und wünsche, daß die Frau Tante sich eines Bessern besinnen wird, wenn sie erst erfährt, wer der Käufer ist," sagte der Buchhalter freundlich und in vermittelnder Absicht; „ich denke, lieber Onkel,

Sie hätten damit anfangen sollen, der Tante den Namen des Käufers zu nennen. . ."

„Ich will ihn gar nicht erfahren," fiel ihm die Tante bitter in's Wort; „wer er auch sein mag, so hasse ich ihn, denn er ist nur ein Wucherer, ein Geldsack, eine schmutzige Judenseele, die aus unserer Verlegenheit Gewinn zu ziehen sucht! . . ."

„Weib, halt ein mit Deiner Thorheit! Der Käufer ist ein rechter Helfer in der Noth, der edelste, beste großmüthigste Mensch — mein Neffe Robert!"

„Robert?" rief Henriette mit einem Jubeltone, und die Freudenthränen schossen ihr in's Auge; „o nun begreif' ich Alles!"

„Robert?" rief die Kommerzienräthin. „Robert will uns aus unserem Eigenthum vertreiben? Er könnte verlangen, daß wir die Villa räumen?

„Er verlangt es, kraft des Kaufvertrags — schwarz auf weiß, bündig und fest," sagte der Kommerzienrath.

„Er wird es nicht wagen, mich hieraus zu vertreiben, und ich werde nur der Gewalt weichen," sagte die Kommerzienräthin. „Besteht er auf diesem Punkte, so werde ich den ganzen Kaufvertrag anfechten."

„Weib! . . ." rief Herr Balder, aber der Buchhalter legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm und sagte: „Lassen Sie den ohnmächtigen Grimm sich entladen, lieber Onkel! Guter Rath kommt über Nacht, und bei kälterem Blute wird die Frau Tante schon nachgeben. So weit ich Robert kenne, wird er auf dem Punkt bestehen, denn er hat

ihn ja in den Kaufvertrag gesetzt. Die Villa wird vermiethet, wahrscheinlich an einen Freund Robert's, einen jungen Holländer der aus den Kolonieen zurückgekommen ist und sich solch ein stilles schönes Anwesen sucht. Robert wird darin nicht nachgeben, aber ebensowenig den Kaufsvertrag umstoßen lassen. Was er aber für Schlüsse aus dem Benehmen der Tante ziehen, und welch ein Bild er sich von ihrem Charakter machen dürfte, wenn die Frau Tante auf ihrem Verlangen beharrte, das können wir getrost ihr selbst anheimgeben!"

„Unverschämter!" rief die Kommerzienräthin. „Dacht' ich mir's doch gleich, daß der Neffe Buchhalter einen Theil an diesem Plane haben werde, wie er denn in Allem sich eine Stellung anmaßt, die ... Aber nur gemach, noch bin ich Herrin in meinem Hause ..."

„Liebe, beste Mama! ich bitte Dich inständig, mäßige Dich!" rief Henriette entsetzt; — „und Sie, Vetter Rudolph, dem wir offenbar großen Dank schulden, verzeihen Sie der armen, von Angst und Schrecken ganz außer sich gekommenen Mama! sie ist in diesem Augenblick nicht zurechnungsfähig, aber morgen oder übermorgen, bei ruhigerem Blute und reiferer Ueberlegung, wird sie Ihnen gerne alles Unrecht abbitten, und ihren Dank mit dem meinigen vereinen!"

Der Buchhalter gab Henrietten stumm die Hand und suchte sie mit einem bedeutsamen Blicke zu beruhigen. Herr Gottfried Balder aber ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und hatte das Haupt tief auf die Brust gesenkt, „Das sind

meine Freuden!" murmelte er halblaut mit einem tiefen Seufzer vor sich hin. „Ich hoffte heute Abend ein Freudenfest hier zu feiern mit den Meinigen, ich rechnete auf Dankbarkeit, Liebe und Ergebung, und finde Verstocktheit, Vorurtheil und Bitterkeit!... Ist dieß ein Leben, das der Sorgen und Mühsale lohnt?"

„O Papa, sein Sie großmüthig und vergeben Sie ihr!" rief Henriette und warf sich an des Vaters Hals. „Legen Sie nicht dem Herzen zur Last, was nur die erregten Nerven verschuldet haben! Bedenken Sie, wie unvorbereitet uns die Nachricht traf, als wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel!"

„Ja, bester Onkel, üben Sie Nachsicht!" bat auch Pauline von der andern Seite. „Wenn Sie ahnen könnten, wie furchtbar die gute T — die Frau Kommerzienrath — gelitten hat, als so eine Dame nach der andern kam, und mit heuchlerischer Theilnahme und schlechtverhehlter Schadenfreude erfahren wollte, ob es wahr sei, daß der Baldersche Glücksstern untergegangen?... ach, liebster Onkel, das war doch eine schwere Prüfung und Heimsuchung! — Aber nun kommen Sie zu Tische, oder ich muß die Suppe noch einmal an's Feuer setzen lassen; — Zu Tische! zu Tische!"

15.

„Vetter," flüsterte Pauline dem Buchhalter zu, als sie das Obstkörbchen und das Dessert auf den Tisch gesetzt hatte, „ich denke, wir gehen weg und lassen die Familie allein, sonst thut die Tante keinen

Mund mehr auf. Ich bringe Ihnen Ihr Gläschen Grog in Onkels Zimmer hinüber!"

„Und leisten mir Gesellschaft, bis der Oheim kommt mit dem ich noch Manches zu besprechen habe," versetzte der Buchhalter. „Topp, unter dieser Bedingung gehe ich Ihnen voran!" Und er schlich sich in aller Stille davon.

Nicht lange darnach folgte ihm Pauline auf des Oheims Privatzimmer und brachte ihm den Grog, den er seither jeden Abend mit dem Oheim gemeinsam zu nehmen pflegte. Es drängte Paulinen, mit dem Vetter zu reden, nicht allein aus Neugier, zu erfahren wie denn alles so plötzlich gekommen sei, sondern auch aus aufrichtiger Dankbarkeit, weil sie ihm instinktmäßig das Verdienst beimaß, durch diesen Schritt der Retter des Oheims und der ganzen Familie geworden zu sein. Und offen und herzlich, wie sie war, ohne jede Spur von falscher Ziererei und Prüderie, drückte sie ihm denn nun ihre dankbare Anerkennung in herzlichen einfachen Worten aus. Er lehnte diesen Dank und das ihm beigemessene Verdienst aber ebenso unbefangen wieder ab, wie es ihm gezollt worden war.

„Sie wissen ja, liebes Bäschen, daß die erste Idee, dem Oheim auf diese Weise zu helfen, eigentlich von Ihnen herrührt! Daß Sie das größte Verdienst dabei haben, daß die Sache gelang!"

„Ich?" rief Pauline verwundert.

„Nun ja doch! Erinnern Sie sich nicht des Abends, wo wir allein zusammen speisten, und Sie mir erzählten, wie den Oheim der Schlaf meide und er oft beinahe bis zum Morgen in seinem Zimmer auf-

und niedergehe, seufze und mit sich selber rede? Und ist Ihnen nicht mehr gegenwärtig, wie sie damals die Aeußerung thaten: ‚Ach, wenn sich doch ein Käufer zu dem ganzen Geschäfte fände, oder wenn doch Vetter Robert ahnen könnte, welche Sorgen und Aengsten den armen Oheim quälen!‘ Entsinnen Sie sich dessen noch?“

„O ja, Vetter, aber das war nur so ein Einfall von mir!“

„Jedoch ein glücklicher, liebes Bäschen, und ich griff ihn auf, machte ihn mir zu eigen, und so erfuhr Robert mit Einem Male die kritische Lage des Oheims und die Mittel zu ihrer Beseitigung! Darum gebührt Ihnen das Hauptverdienst!“

„Nein, Ihnen, Vetter, denn sie haben den Gedanken erst fruchtbar gemacht!“ sagte Pauline. „Sie sind überhaupt ein merkwürdiger Mensch! Was Sie angreifen, das gelingt Ihnen, und Sie sind wie der gute Genius in dieses Haus hereingekommen. Seit Sie da sind, ist der Oheim ganz anders; er läßt sich nicht mehr so geringschätzig von der Tante behandeln und macht seinen Willen geltend. Und dann ist er weit besonnener und ruhiger geworden und ist nicht mehr so verstört und sorgenvoll. Sie haben ihn gerettet, Vetter, denn wenn diese Unruhe, diese Qual der Sorgen und geistigen Anfregung noch eine Weile so ungemindert angedauert hätte, so würde er diesem Zustand erlegen sein, — davon bin ich lebhaft überzeugt. Und darum bin ich Ihnen auch recht dankbar, wenn Sie mir gleich zuweilen — Grauen einflößen!“

„Ich Grauen einflößen?“ rief der Vetter lächelnd;

„wie so denn, Bäschen? Bin ich denn ein solcher Knecht Ruprecht?"

„Sie sind ein gefährlicher Mensch auf alle Fälle," versetzte Pauline halb lächelnd, halb im Ernst und suchte ihm die Hand zu entziehen, die er ergriffen hatte. „Manchmal kommen Sie mir vor, als seien Sie gar nicht Der, welcher Sie sein wollen, und dann sind Sie doch immer wieder ein ganzer Balder. Ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Mensch sind Sie aber jedenfalls, denn wer so unerschrocken und keck wie Sie der Kommerzienräthin stechenden Blick auszuhalten vermag, vor welchem alle im Hause ordentlich zittern, und wer ihr so offen Widerpart halten und ihr die derbsten Wahrheiten sagen kann, das ist schon ein Mensch von bedeutendem Kopf und Willen!"

„Ah so? Ist es denn ein so großes Verdienst oder eine so schwere Kunst, solch eine verwöhnte, sich selbst überschätzende, hochmuthsblinde Frau nicht zu fürchten, eben weil man sie durchschaut?"

„Hm," meinte Pauline, „aber wenn man ihr Brod essen muß, ist es ein Andres; und wenn ich nun denke, daß Sie kaum erst vor Kurzem als Buchhalter hier eingetroffen sind und nun gleichsam als die Seele des ganzen Geschäfts dastehen und der Oheim selbst nur wie das Werkzeug Ihres Willens erscheint, so ist man doch versucht, ein Bißchen an Hexerei zu glauben, oder . . ."

„Nun? Oder?"

„Wenigstens Sie für mehr zu halten, als Sie sein oder scheinen wollen!" sagte Pauline. „Sie haben alle Leute im Hause unter Ihren Willen gebracht. Die anmaßendsten von der Dienerschaft, die

sonst jedermann mit Grobheit begegnen, fürchten Sie wie den leibhaftigen Bösen, und die besseren davon, wie der alte Gärtner, würden für Sie durch Wasser und Feuer gehen!"

Der Buchhalter lachte laut auf und rief: „Oh, das ist eine sehr natürliche Sache, Paulinchen! Ich habe die Gabe, die Gedanken der Menschen aus ihren Gesichtern zu lesen, und damit hängt zusammen, daß ich die Schlechten durchschaue und einschüchtere, und den Guten mein Vertrauen und Wohlgefallen bezeuge. Und seit ich denn einmal dem hochfahrenden Herrn Haushofmeister die Kravatte etwas zugeschnürt und ihm seine Veruntreuungen vorgehalten, und dem bengelhaften Lakaien der Kommerzienräthin einen Arm beinahe ausgerenkt, wie sie mir brutal begegnen wollten, und als ich ihnen bei Gelegenheit von Ida's Flucht kaltblütig gesagt, daß ich demjenigen den Hals brechen werde, der noch ein einziges Mal seinen Herrn verrathe, fürchten sie mich und lassen mich ihr böses Gewissen in ihren Mienen lesen."

„Ja, das Schicksal Ida's ist auch eines von Ihren Verdiensten, Vetter," sagte Pauline. „Was wäre aus dem armen bethörten Mädchen geworden ohne Sie?"

„Und ohne Sie, Bäschen! Sie haben mir ja die Mittel geliefert, das Komplott rechtzeitig zu hintertreiben!"

„So? Ich dachte Sie hätten es auch theilweise in den Gesichtern gelesen?" sagte sie scherzend.

„Allerdings, aber ich kann nur Gedanken lesen, oder allenfalls auch Thatsachen!"

„Und darf man denn fragen, Herr Vetter, was Sie in meinem einfältigen Gesichtchen lesen?“ fragte Pauline lächelnd.

„Ich lese darin, daß Sie ein edles, gutes, reines Gemüth sind, gerade und offen, bieder und treu, das streng gegen sich und mild gegen Andere ist, das für Andere zu jedem Opfer bereit ist, das nie undankbar und selbstsüchtig sein kann, der Wahrheit unerschütterlich anhängt und . . .“

„Genug, genug, Schmeichler!“ rief Pauline und suchte ihm ihre Hand zu entreißen, die er in seine beiden gefaßt hatte und an sein Herz drückte.

„Nein, lieb Bäschen, Sie müssen mich ruhig enden lassen. Sie sind eine reine starke Seele, im Denken und Handeln eins. Sie sind ein Wesen, ganz geschaffen, einen Mann zu beglücken; Sie sind mir gut, und wissen, daß ich Sie im Stillen anbete und vergöttere . . .“

„Falsch gelesen, grundfalsch!“ fiel sie ihm beinahe heftig in's Wort. „Es ist wahr, ich verehre in Ihnen den Retter Ida's und des Oheims, den ehrlichen wackern Vetter, den edlen Freund, der mich vor den Unbilden der Tante und der Cousinen beschützt hat, — aber über diese Gefühle der Achtung hinaus kann und darf Ihnen das arme Waisenkind nichts zollen?“

„Pauline, liebes Bäschen, ist dieß Ihr voller Ernst?“ fragte der Buchhalter beinahe wehmüthig und vorwurfsvoll. „Dürfen Sie mir denn nicht so gut sein, wie ich Ihnen? Hat ein Anderer Rechte auf Ihr Herz?“

„Mein Herz?“ erwiderte sie mit einem beinahe

wehmüthigen Lächeln; „ach Du lieber Himmel, wer hat sich je um solch ein dummes Mädchenherz wie das meinige bekümmert? Mein Herz ist noch frei, und soll frei bleiben! Wie trüg' es denn zu dem Leid der Verlassenheit noch das einer unglücklichen oder vergeblichen Liebe?"

„Einer vergeblichen, liebes Bäschen?! Und wenn ich Ihnen nun sage, daß . . ."

„Sagen Sie mir nichts, Herr Vetter!" fiel sie ihm erschrocken und heftig in die Rede; „ich will und darf nichts hören! Sein Sie barmherzig! Sie wissen ja, daß ein armes, abhängiges Mädchen wie ich, gar sehr seines Kopfs und seiner Kraft bedarf — wollen Sie mir beide rauben?"

„Zweifeln Sie denn an der Redlichkeit meiner Absichten, Pauline?"

„Nein, Vetter, aber dennoch . . ."

„Dennoch mißtrauen Sie mir?"

„Offen gestanden, ja, Herr Vetter!" sagte sie mit einem geraden Blick und ziemlich fester Stimme, obschon eine heftige Röthe über ihre Wangen hinflog. „Seien Sie erst was Sie scheinen, oder überzeugen Sie mich, daß Sie nicht mehr sind, als Sie scheinen wollen, dann . . ."

„Nun? was dann? . . ."

„Dann soll Ihnen Antwort werden!" sagte sie hastig, und eilte aus der Thüre.

Der Buchhalter sah ihr betroffen nach, als er vergebens sie zurückzuhalten versucht hatte. „Da haben wir es," murmelte er; „sie ist scharfblickender und umsichtiger als alle anderen — oder sie hat irgend eines meiner Geheimnisse belauscht, — oder

Vetter Rudolph hat mich ihr verrathen. Doch gleichviel, ich habe eine Tugend und einen Vorzug mehr an ihr kennen gelernt!" Und er ging nun gedankenvoll und tiefsinnig im Zimmer auf und ab, bis der Oheim herüberkam.

Der Kommerzienrath schien noch aufgeregt vom vielen Reden und sein Auge flammte, seine Wange glühte. „Rudolph, Junge!" hub er an, „wenn Du einmal heirathest, so wähle Dir nur eine gescheidte, einsichtsvolle, gemüthreiche Frau von anspruchslosem Wesen und starkem Charakter und halte sie lebenslang fein niedrig. Eine winzige Nachgiebigkeit, ein einziges Entgegenkommen von Deiner Seite bei einem schwachen Weibe, und der Hochmuthsteufel hat sie mit Haut und Haar, und Du mußt in alles willigen!"

Der Buchhalter betrachtete seinen Oheim lächelnd und fragte: „Haben Ihnen die Damen noch tüchtig zugesetzt wegen des Verkaufs, lieber Onkel?"

„Nicht so sehr, Rudolph! Meine Henriette ist ein kluges, wackeres Mädchen; sie begreift die Sachlage, und sie vermittelte sehr ernstlich bei ihrer Mutter, die natürlich noch allerhand Bedenken hat. Jetzt ist sie zwar leidlich ruhig geworden, aber wer bürgt mir dafür, daß ihr nicht über Nacht ein anderer Kopf wächst? Darum will ich konsequent sein und so entschieden und rasch zu Werke gehen, daß kein Rücktritt möglich bleibt!"

„Sie haben ganz Recht, lieber Onkel! nur ein einziges Mal sein Sie fest und brechen Sie den Eigenwillen der Tante. Haben Sie erst die alte richtige Position wieder gewonnen, so ist es ein

Kleines, dieselbe zu behaupten. — Aber was gedenken Sie zuerst zu thun?"

„Das sollst Du sogleich hören, Rudolph! Ich will Robert überzeugen, wie sehr ich ihm für seine wackere Hülfe verbunden bin, und wie sehr es mir mit dem Vorhaben Ernst ist, durch die vernünftigste Sparsamkeit die alten Scharten auszuwetzen. Ich will mich seines Vertrauens würdig zeigen. Daher sollst Du morgen alsbald das ganze Schlingelsvolk von Dienerschaft entlassen und ablohnen, sollst die Equipagen und Wagenpferde verkaufen, alle bis auf die paar Braunen auf der Fabrik und die alte Droschke. Der Hausstand wird reducirt; Pauline als Wirthschafterin bleibt im Hause, dazu eine Köchin, ein Stubenmädchen, ein Mädchen für meine beiden Töchter, — kein Lakai und kein anderer Müssiggänger mehr. Verstehst Du?"

„Vollkommen, lieber Oheim! geben Sie mir nur Vollmacht! hab' ich diese schwarz auf weiß, so hat es größeres Ansehen!"

„Ich schreibe sie Dir sogleich. — Hier! Genügt Dir das?"

„Gewiß, lieber Onkel! und was nun weiter?"

„Wenn mein Neffe zurückkommt, soll er uns bereits auf der Fabrik angesiedelt finden," fuhr der Kommerzienrath eifrig fort. „Ich lasse morgen früh die Zimmer ausräumen und scheuern — das Ausbessern und Verschönern verschieben wir auf die bessere Jahreszeit — Nachmittags aber sollst Du im Verein mit Paulinen und Jettchen diejenigen Möbeln hinunterschaffen lassen, welche früher in der alten Wohnung standen; Henriette soll sie Dir bezeichnen;

ich will alles so eingerichtet wissen, wie es vordem war, ehe ich den thörichten Einfall hatte, die Villa zu bauen. Hörst Du? Nur diejenigen Möbeln, welche allfällig nicht mehr vorhanden wären, sind aus den neueren in den Salons droben zu ersetzen, und auch dann nur von den bescheidensten . . . Warum schüttelst Du den Kopf, Junge?"

„Weil ich befürchte, lieber Onkel, daß ich selbst mit Ihrer Vollmacht diesem Auftrag nicht werde nachkommen können," erwiderte der Buchhalter. „Wird mich die Tante gewähren lassen?"

„Hm, Du hast Recht, Rudolph. Sie wird sich wie rasend geberden, wie immer. Und doch muß alles in ihrer Abwesenheit geschehen, wenn ich meinen Willen durchsetzen soll! Wie greife ich es an, daß ich sie beseitige?"

„Ganz einfach, lieber Onkel! bitten Sie sie, wenigstens in den ersten Tagen des Geredes, welches der Verkauf hervorrufen wird, sich von hier zu entfernen! Schicken Sie sie nach Erlau zu Ida, oder in die Residenz, oder wohin Sie wollen, — nur fort von hier!"

„Gut, Du hast ganz recht; sie soll auf einige Tage nach Erlau. Du weißst doch für alles Rath. Und dann sogleich eine Versteigerung von allem andern entbehrlichen Mobiliar und Inventar in der ganzen Villa!"

„Mit nichten, lieber Onkel! Damit mag es noch Verzug haben, bis der Vetter hier ist," versetzte der Buchhalter. „Lassen Sie uns nicht zuviel auf einmal wollen. Geben Sie mir nur noch Vollmacht wegen des Wohnungswechsels und Ausräumens.

Und dann, wozu auch jetzt zu schlechten Preisen den ganzen Werth verschleudern, lieber Onkel? Wenn Robert das Landhaus vermiethen will, wie er beabsichtigt, so wird er ein Inventar von Möbeln, Tafelgeräthe, Betten, Silbergeschirr u. dergl. mehr bedürfen, welches er Ihnen gerne abmiethen oder abkaufen wird!"

„Um so besser, Rudolph!" sagte Herr Gottfried Balder fröhlich. „Ich sehe schon, daß ich am besten thun werde, Dich allein gewähren zu lassen. Jetzt schreibe ich Dir eine Generalvollmacht, und lasse für alles Weitere Dich sorgen. Nur dieß will ich auf mich nehmen, daß Albertine Dir morgen den Platz räumt. Und dann genug für heute, Du braver treuer Junge Du! Ist doch wahrlich heute einer der ereignißreichsten, fröhlichsten Tage, die mich der liebe Gott hat erleben lassen!"

16.

Der Buchhalter hatte sich angelegen sein lassen, den Weisungen des Oheims rasch und pünktlich nachzukommen. Sobald die Frau Kommerzienräthin auf das Anrathen ihres Gatten sich bequemt hatte, für einige Tage dem Gerede in Stocksheim auszuweichen und ihre jüngere Tochter in Erlau zu besuchen, wurde die Dienerschaft entlassen, abgelohnt und jedem noch der Lohn für zwei Monate vorausbezahlt; dann ward der Umzug vorgenommen, und am Abend des zweiten Tages war die Villa öde und beherbergte niemand mehr als den alten Gärtner Zirkler und dessen Gehülfen, welche der Buchhalter beibehalten

und denen er die Bewachung der Villa überantwortet hatte.

Am dritten Tag war man in der frühern behaglichen Wohnung auf der Fabrik ganz eingerichtet. Das Herrenhaus war zwar nicht so groß und prunkvoll wie die stolze Villa Balder auf dem Morgenbühl, aber äußerst wohnlich und sonnig. Auf drei Seiten des Hauses überschaute der Blick die Fabrikgebäude, die im Hufeisen um dasselbe her lagen; auf der vierten lag ein kleiner Garten mit einer englischen Anlage um einen See herum, welcher das Wasserreservoir zu den technischen Zwecken der Fabrik und gegen etwaiges Brandunglück bildete. Henriettens und Paulinens ordnende Hand hatte alle Möbeln und Einrichtungen so aufgestellt und arrangirt, wie sie ehedem gewesen waren, und Henriettens Gedächtniß hatte die alten Eindrücke noch treulich genug bewahrt, um jedem Zimmer so viel wie möglich seine frühere Gestalt und Möbeln wieder zu geben.

Als der Kommerzienrath diese Räume nach ihrer neuen Besiedlung zum ersten Male wieder betrat, überkam ihn eine tiefe Rührung; er ergriff die Hand Henriettens, welche ihn durch die ganze Wohnung führte, und sagte mit innig bewegter Stimme: „Mein liebes Kind, mir ist zu Muthe, wie einem Manne, der von einer langen, planlosen Wanderung in die Heimath zurückgekehrt; so traulich und heimisch grüßen mich diese Räume, in denen ich mein Glück erblühen und mein Geschäft um mich her wachsen und gedeihen sah! Mir ist wieder so wohlig und behaglich hier, wie wenn mir ein Alp von der Brust genom-

men wäre. Wollte Gott, Dir und Deiner Mutter erginge es ebenso!"

Henriette blickte mit ihren großen Augen voll Thränen zu dem Vater auf und sagte: „Was mich anbelangt, Papa, so theile ich ganz Dein Gefühl. Auch mir ist so frei und behaglich hier, als wäre wirklich ein böser Traum und ein beengender Zwang von mir abgestreift. Ich fühle mich so zufrieden in diesen natürlicheren Verhältnissen, und wir wollen zu Gott hoffen, daß die liebe Mutter auch zu dieser Einsicht kommt!"

„Ja, Gott gebe es!" sagte der Kommerzienrath mit einem Seufzer, der aber nicht sehr sanguinische Hoffnungen aussprach. „Aber sieh', sieh', mein Jettchen! wie Du umgewandelt bist! das einfache Thibetkleid steht Dir besser, als die seidenen Fahnen mit all den Garnirungen und Falbalas, und das schlichtgescheitelte Haar mit dem Sammetbande paßt hübscher als die früheren kunstreichen Coiffüren nach dem Modejournal. Du bist ein gutes Kind, Jettchen, und Du wirst dem Vetter nun noch besser gefallen als vordem!" setzte er liebreich hinzu und streichelte ihr zärtlich die erglühende Wange.

„Glaubst Du, bester Papa?" fragte sie und lächelte durch ihre Thränen zu ihm herauf. „Ob ich ihm aber in dieser Erscheinung besser gefalle oder nicht, Papa, ist mir am Ende gleichgültig, wenn nur mein Gewissen ruhig und zufrieden ist und ich mir bewußt bin, meine Pflicht gethan zu haben. Die Vorsehung hat mir die Augen geöffnet und wird mir helfen, daß ich sie nicht wieder gegen die Pflicht verschließe."

„Amen!“ sagte Herr Balder und umarmte sein gutes Kind. „Gott erhalte Dir nur immer ein einfältiges Herz und lasse Dich niemals wieder vom Satan des Goldes und des Stolzes geblendet werden!“ Sie barg ihre Wange an seinem Herzen und umfing mit ihren Armen so zärtlich seinen Hals, als ob sie ihm ein Gelübde ablegen wollte. —

Am Mittag langte der Holländer Vetter mit dem Schnellzuge an und fand sich sogleich auf der Fabrik ein. Das Wiedersehen der beiden Liebenden war ein ungemein beglückendes für beide Theile. Der Briefwechsel hatte zu einem rückhaltslosen Austausch der innersten Gedanken und Gefühle zwischen beiden geführt und Liebe und Achtung geweckt: und hiezu kam noch Henriettens dankbarste Verehrung für den Retter ihres Vaters. Der äußere Widerschein ihrer Gefühle war für den Retter wahrhaft beseligend, und doch trübte ihm eine gewisse vage Furcht vor der Enthüllung des Mißverständnisses nahezu die Freude des Wiedersehens. Allein die einfache Toilette und die ganze anspruchslose Erscheinung Henriettens, vor allem aber der heilige, stille Enthusiasmus der Liebe, welcher ihre Züge vergeistigte und verklärte, ließ den Vetter hoffen, daß Henriettens Neigung nicht seinem vorgeblichen Reichthum, sondern seiner Person und seinem Charakter gälten.

Der Kommerzienrath empfing den zurückgekehrten Neffen mit der herzlichsten, dankbarsten Zärtlichkeit drückte ihm unter Thränen die Hand und stammelte: „Robert, guter edler Mensch! ich werde Dir nie vergessen, was Du an mir gethan hast! Ich kann Dir's nicht lohnen, aber eine Andere soll Dir die Schuld

des Vaters abtragen!" fügte er hinzu und führte Henrietten in seine Arme.

„O stille, stille, bester Oheim!" bat der vermeintliche Holländer-Neffe; „nur heute nichts von Geschäften! Morgen, morgen wollen wir darüber reden, und dann erst wenn Sie mehr erfahren haben werden und wenn die Tante hier ist, sei von dem Glück und der Zukunft Ihrer Kinder die Rede!" — —

* * *

„Aber wie soll dieß noch enden, Vetter?" fragte der echte Rudolph den Buchhalter in der ersten Viertelstunde ihres Beisammenseins, als er nach Tische dem Buchhalter auf dessen Zimmerchen gefolgt war. „Welch eine Lösung wirst Du diesem Qui pro quo noch geben?"

„Hoffentlich die befriedigendste für uns alle," erwiderte der Buchhalter lächelnd. „Mich dünkt und mir schwant, die Lösung wird nicht mehr lange ausbleiben, denn ich fürchte von der Heimkehr der Tante eine Explosion."

„Aber was soll alsdann aus mir werden, lieber Vetter?"

„Der Gatte Henriettens und der Direktor der Fabrik, zugleich aber der Bevollmächtigte des echten Robert Balder, wie solches schon in den Verträgen vorgesehen ist," versetzte der Buchhalter fröhlich.

„Werden aber Tante und Onkel mir die Täuschung vergeben?"

„Kleinmüthiger, Du bist ja außer aller Schuld!" rief der Buchhalter. „Die ganze Geschichte ging nur von mir aus, und ich übernehme alle und jede Ver-

antwortlichkeit. Ich habe ein leichtes Spiel, denn der Onkel ist in meiner Hand, und die zürnende Tante magst Du Henrietten überlassen, welche in Dich so sehr verschossen ist, daß sie alle Hindernisse beseitigen wird. Die Hauptsache ist nur, daß Du sie ebenso innig liebst, als sie Dich, denn im Grunde ist sie doch von besserem Zeug, als ich anfangs gedacht habe. Sie hat viel Charakterstärke und klaren Verstand unter den jüngsten Prüfungen bewiesen und ihre hochmüthigen Ideen glücklich überwunden. Liebst Du sie denn wirklich um ihrer selbst willen?"

„Wie magst Du fragen, Robert?" rief der Vetter mit leuchtenden Augen. „Lies erst ihre Briefe, dann wirst Du begreifen, daß sie mehr ist, als die stolze herzlose Zierpuppe, für welche Du sie hieltest! Kenntest Du sie so genau wie ich, Du würdest mich beneiden und mein Nebenbuhler werden!"

Der Buchhalter schüttelte den Kopf und lächelte fein. „Mag sein," sagte er, „aber ein Bißchen Skepticismus darf Dich nicht beleidigen. Es soll mir schon eine große Beruhigung und Genugthuung in dem Bewußtsein liegen, daß ich euer beider Lebensglück gegründet habe. Meinen Neigungen und Ansprüchen würde Henriette vielleicht nicht ganz genügt haben. Ich liebe die Menschen nicht, die nur im ungetrübten Sonnenschein des Glücks und Wohllebens aufgewachsen sind. Sieh' aber nur zu, daß Du die Tante für Dich gewinnst! Kommt sie hieher und findet sich so entthront und ausquartiert ohne ihr eigenes Zuthun, so wird sie toben und in ihrer blinden Erbitterung vielleicht auch gegen Dich ungerecht sein! Mich kann sie eigentlich nicht mehr hassen, als sie schon thut,

aber ich spotte ihres Grolls. Nur für Dich bangt mir einigermaßen!"

„Aber gesteh', lieber Vetter, daß Du es mit der Tante auch beinahe zu weit getrieben hast!" sagte der Verlobte Henriettens. „Du hättest ihr doch wenigstens die Demüthigung ersparen können, daß sie die Villa räumen und auf das Bißchen Flitter verzichten mußte."

„Mein lieber Freund, ich bin kein Freund von halben Maßregeln," erwiderte der Buchhalter mit einigem Ungestüm. „Sollte der Oheim gerettet werden, so mußte er mit der Vergangenheit brechen, die Zügel des Hausregiments wieder in die eigene Hand nehmen und dem eitlen, hohlen Prunk, der Ostentation, der Verschwendung und Verblendung Einhalt thun. Ich kannte die Tante, dieses vom Glück verwöhnte, schwache, eigenwillige Weib. Ich wußte und war überzeugt, daß an diesem bethörten, herzlosen Wesen Vernunftgründe und Bitten abprallen würden — daß nur Gewaltmaßregeln helfen konnten, welche gleichzeitig auch den schwachen, gutmüthigen Oheim in Pflicht nahmen. Auch stand ja im Grund noch mehr auf dem Spiel als nur der materielle Wohlstand und die bürgerliche Ehre der Familie: das Lebensglück der beiden Töchter, deren eine sie in ihrem unsinnigen Ehrgeiz beinahe schon ins Verderben gestoßen hatte, sowie zeitliches und ewiges Wohl der jüngeren Kinder. Nein, lieber Vetter! hier durfte ich nicht mit Glacéhandschuhen zugreifen — hier galt es eine kecke rasche Eisenfaust ohne falsches Mitleid. Kennst Du den alten Spruch: Aut disce aut discede; manet

sors terlia, cædi*)? Daran dachte ich und darnach habe ich gehandelt! Tante Albertine muß sich fügen oder untergehen! Was ist das Leben eines thörichten Weibes gegen das Glück einer Familie, gegen das Wohl von Generationen?"

„Du hast vielleicht Recht, Robert, denn ich sehe Logik und Plan in Deinem Verfahren, aber ich werde daraus nicht eben um Vieles klüger. Ich stehe in einer sehr unangenehmen Situation Allen gegenüber, besonders Henrietten. Mein ganzes Wesen sträubt sich längst gegen die Täuschung, worin ich namentlich mein angebetetes Mädchen über meine Person lassen soll, und mein Freimuth erträgt es nicht länger diesen Betrug auch im mündlichen Verkehr fortzusetzen. Sprich, soll ich nicht wenigstens Henrietten mich offen anvertrauen und ihr Alles gestehen?"

„Meinethalben! benütze den ersten besten Anlaß!" erwiderte der Buchhalter; „indessen rechne ich mehr auf die Wirkung einer plötzlichen Enthüllung, als auf allmählige vorbereitende Geständnisse, die meinen ganzen Plan durchkreuzen könnten!"

„Dann muß ich wohl schweigen."

„Wenigstens bis zur Rückkehr der Tante, Vetter!" bat der Buchhalter; „trübe Henrietten nicht die ersten Stunden des Wiedersehens und des Genusses einer längst ersehnten Vertraulichkeit mit diesem Geständnisse; und vor Allem geh' jetzt zu Deinem Mädchen, und laß mich meinen Geschäften nachgehen."

---

*) Lerne oder weiche; es gibt nur eine dritte Wahl: untergehen.

Die Ankunft des Holländer Vetters hatte Henrietten veranlaßt, die Droschke mit den beiden Braunen der Fabrik nach Erlau zu schicken, um die Mama und Ida abzuholen. Der Abend war schon eingebrochen und der Familienkreis im Wohnzimmer versammelt, als die Droschke anfuhr und die rückkehrenden Damen brachte.

„He, Kutscher! was ist das? warum fahren wir hier an auf der Fabrik?“ rief die Kommerzienräthin demselben zu, als er vor dem Herrenhause hielt und den Schlag öffnen wollte.

„Halten zu Gnaden, Frau Kommerzienrath, aber die Herrschaft ist ja hiehergezogen! das Landhaus auf dem Morgenbühl ist seit gestern leer!“ versetzte der Kutscher, und mußte diese Versicherung nicht nur wiederholen, sondern noch weiter ausführen, bevor ihm die Dame vom Hause glaubte. Aber ihr Erstaunen wuchs noch und sie hatte sich von demselben noch nicht erholt, als Henriette und ihr Verlobter herbeieilten, um die Mutter und Schwester zu bewillkommnen.

Blaß und bebend trat Frau Balder in das Wohnzimmer und sank in einen Stuhl, ehe sie sich noch ihres Pelzmantels und ihres Shawls entledigt hatte. Ihre wuthfunkelnden Augen liefen von einem der Anwesenden zum andern, von ihrem Gatten auf Paulinen, von dieser auf den Buchhalter. Der Moment der Explosion war da — jedermann fühlte dieß. Ida zitterte heftig und blieb scheu an der Thüre stehen. In ihrer Seele kämpften Schamgefühl und Angst, Freude und Staunen, und ihre Blicke hingen mit fieberischem Bangen an den Zügen der Mutter. Alles schwieg.

„Schändlich!“ rief endlich die Kommerzienräthin und stieß unwillig die Hand ihres Gatten zurück; „warum bin ich nicht gestorben, ehe es so weit mit uns gekommen ist? Ist es recht und billig, daß man mich so behandelt? Das hat kein anderer gethan als dieser dort,“ sie deutete auf den Buchhalter, „der Mephistopheles unseres Hauses!“

„Sehr verbunden, Frau Tante, für diesen Titel, aber vollständig errathen! Ich habe den Umzug bewerkstelligt,“ sagte dieser gelassen. „Die Villa ist anderweitig vermiethet.“

„Und dieß konntest Du zugeben, Gottfried, und Du, Robert?“ rief sie ihrem Gatten und künftigen Schwiegersohne. Der Kommerzienrath zuckte die Achseln und wollte eine Entschuldigung stammeln, aber der Buchhalter kam ihm zuvor.

„Zu geschehenen Dingen soll man das Beste reden, liebe Tante! Der Schritt war nothwendig, die Ersparnisse geboten. Würden Sie fortfahren, in der palastähnlichen Villa zu wohnen, inmitten von so viel nutzloser Pracht und Eitelkeit, so würde Ihnen der Verzicht auf das Entbehrliche weit schwieriger werden, als in den anständigen Räumen, wo Sie mehr als das Nothwendige haben ...“

„Schweigen Sie, böser Geist!“ fiel ihm die Tante in's Wort; „bring' mich auf mein Zimmer, Gottfried; ich habe mit Dir zu reden!“ herrschte sie dann ihrem Gatten zu und hing sich an seinen Arm. Die beiden Töchter wollten ihr folgten, aber sie rief ihnen barsch zu: „Laßt uns, Mädchen! Ich habe nur mit dem Vater zu reden! — Geh' einstweilen auf Dein Zimmer, Ida!“

Rudolph und Robert waren bald allein im Wohnzimmer, denn Pauline war erschrocken aus dem Zimmer geeilt, und Henriette wollte Ida ihr Zimmerchen zeigen. „Jetzt kommt die Katastrophe, Vetter!“ sagte Rudolph befangen.

„Sie ist da, aber sie findet mich ruhig — ich bin vorbereitet, denn so mußte es kommen,“ sagte der Buchhalter. „Laß mich den ersten Anprall allein aushalten und geh' zu den Mädchen!“

Robert ging mit gemessenen Schritten lange allein im Wohnzimmer auf und nieder; aus der Ferne drangen die kreischenden leidenschaftlichen Fisteltöne der Tante und die gedämpften Laute von Oheim Balder's besänftigenden Worten zu ihm herüber. Die einzige Empfindung, welche den Vetter nun erfüllte, war Ungeduld, daß das Gewitter so lange nur ferne donnerte und nicht über seinem Haupte losbrach. Plötzlich hörte er ein Gewand hinter sich rauschen, und sich umwendend erblickte er Paulinen, die leise vom Flure her in's Haus getreten war und still weinte.

„Vetter, nun ist alles aus — wir müssen beide aus dem Hause,“ hub sie auf seinen fragenden Blick an. „Die Tante ist wie von Sinnen — sie rast und tobt — sie schmält auf Sie und gibt Ihnen die häßlichsten Namen, und sie läßt dem Oheim keine andere Wahl, als daß er uns, die Schmarotzer, aus dem Hause weise, wenn er nicht wolle, daß sie, die Tante, von ihm gehe.“

„Oho, Bäschen, das ist nur die Sprache blinder Wuth,“ sagte der Buchhalter; „bei kälterem Blut wird sich die Tante eines Bessern besinnen und nachgeben.“

„Mit nichten, sie hat geschworen, sie und wir Beide könnten nicht unter Einem Dache leben," sagte Pauline. „Und ich will kein Zankapfel zwischen den beiden Gatten sein und dem Oheim eine Ungerechtigkeit ersparen — ich gehe freiwillig aus dem Hause."

„Und da muß ich wohl auch mitgehen, Bäschen," rief der Buchhalter lächelnd; „denn Sie werden sich wohl noch erinnern, daß wir Beide ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und ausgemacht haben, keines von uns beiden soll ohne das andere gehen. Da muß ich Ihnen denn mein Abkommen halten!"

„Nein, Sie können mir nicht folgen, Vetter! Sie müssen hier bleiben, der Onkel kann Sie nicht missen. Sie können ja in der Stadt wohnen."

„Nur wenn Sie bei mir bleiben wollen! Ich halte mein Wort streng und gewissenhaft," sagte Robert beinahe fröhlich. „Gehen Sie, so gehe ich ebenfalls, ich folge Ihnen, ich lasse Sie nicht schutzlos und allein in der kalten selbstsüchtigen Welt!"

„Wo denken Sie hin, Vetter? wie könnte ich bei Ihnen bleiben, das ledige Mädchen bei dem ledigen Manne?"

„Wie? Oh es gibt ein Mittel, Pauline, ein sehr praktisches: heirathen Sie mich!"

Pauline erschrak und sah erstaunt zu ihm auf, aber sie fand keine Antwort. — „Pauline, stoßen Sie diese Freundschaft nicht von sich; sei mein, Du liebes herrliches Mädchen! laß mich Dein Beschützer und Freund sein für das ganze Leben!..."

„Oh, Vetter, was fällt Ihnen ein?... ich, die arme Waise?"

„Hassest Du mich denn? Kannst Du mir nicht von Herzen gut sein, Bäschen?“ flüsterte er, schlang keck den Arm um sie und drückte sie mit sanfter Gewalt an sich; „kannst Du mir nicht noch gut werden, süße kleine Paula?“

„Nicht wohl mehr als ich Ihnen schon gut bin, Rudolph; aber dennoch . . .“

„Oh, kein Aber mehr, Herzchen!“ fiel er ihr in's Wort und wollte ihr rasch den Mund mit einem Kusse verschließen.

Da rief eine Stimme hinter ihm höhnisch und schneidend: „Also solche Auftritte kommen hier vor? Ei sieh' doch, Gottfried, das sind die beiden braven Geschöpfe, die Du noch in dieser Minute so warm vertheidigtest? Mamsell Pauline in den Armen des Mosjeh Buchhalters? Was hat das zu bedeuten?“

„Eine Verlobung, Frau Tante — einfach nur eine Verlobung!“ erwiderte der Buchhalter gelassen und begegnete ruhig und mit Würde dem Blick der Kommerzienräthin; „Pauline Hain und ich waren so eben im Begriff den Schwur ewiger Liebe und Treue zu wechseln. Onkel, ich werbe bei Ihnen als dem Familienältesten um die Hand Ihrer Nichte!“

„Es kommt mir überraschend, Kinder, aber nicht unwillkommen!“ sagte Herr Balder. „Meinen Glückwunsch und Segen, meine lieben Kinder! ihr seid einander werth!“

„O ja, im höchsten Grade!“ rief die Kommerzienräthin mit beißendem Hohn und funkelnden Augen. „Du blinder bethörter Mann Du, begreifst Du denn nicht, daß dieß nur eine Maske ist und eine Aus-

rede, um diese unwillkommene Ueberraschung zu bemänteln? daß diese freche Scheinheilige hier und der saubere Tugendspiegel von Neffen längst mit einander unter einer Decke stecken, was nur Deiner Kurzsichtigkeit entgehen konnte, mein hochweiser Herr Gemahl. Aber ich werde nun mein Hausrecht gebrauchen, und befehle Ihnen, Herr Rudolph Balder, noch heute unser Haus zu verlassen, da Sie sich des Gastrechts unwürdig gezeigt haben! Und was Dich anbelangt, Du undankbare Creatur, so werde ich Dir morgen sagen, was ich mit Dir vorhabe!"

„Bemühen Sie sich nicht wegen meiner Verlobten, Frau Tante, die Sorge für Paulinens Zukunft ist meine Sache," erwiderte der Buchhalter gleichmüthig. „Und was das Hausrecht anbelangt, auf welches Sie pochen, so wollen Sie bedenken, daß nun Robert Balder Besitzer dieser Liegenschaften ist und daß Sie bei ihm in der Miethe sind!"

„Elender, mich an diesen schmachvollen erschlichenen Verkauf noch zu erinnern, der hinter meinem Rücken abgeschlossen wurde, den man meinem schwachen kurzsichtigen Mann abgedrungen hat!"

„Um Gotteswillen, Mama, halt' ein," rief Henriette und warf sich in der höchsten Angst an den Hals der Mutter; „Du weißt nicht, was Du thust!"

„Sie ahnen nicht, wen Sie vor sich haben, beste Tante!" rief der vermeintliche Holländer Vetter, welcher auf den Lärm des Wortwechsels mit Henrietten und Ida herbeigeeilt war; „der, den Sie aus dem Hause weisen wollen, ist Robert Balder, der Retter Ihrer Familie!"

„Robert?'" riefen alle aus Einem Munde. „Ja, fürwahr, er ist es!"

„Und Du?" rief die Dame vom Hause beinahe athemlos; „wer bist Du?"

„Ich bin Rudolph Balder, der Sohn Ihres Schwagers Christian, — der präsumtive Buchhalter und Fabrikdirektor, welcher alle seine Kenntnisse und Erfahrungen dem edelmüthigen Onkel Gottfried verdankt, und vor Begierde brennt, seine Schuld nun durch die treuesten, eifrigsten Dienste abzutragen!"

„Und Sie konnten sich eine solche frevelhafte Täuschung erlauben? . . .

„Um Vergebung, Frau Tante!" fiel ihr Robert in's Wort. „Der Frevler bin abermals ich, und den Anlaß zu dieser Mummerei haben Sie selber gegeben! Nehmen Sie Platz und schenken Sie mir einige Augenblicke so gelassen Gehör, als Sie es in dieser aufgeregten Stimmung vermögen . . . Sie erinnern sich alle des Empfangs, der mir bei meiner Heimkehr aus der neuen Welt hier zu Theil wurde, weil man mich wegen meines unscheinbaren Aufzugs für den neuen Vetter vom Lande, für einen ‚Schmarotzer' hielt, während Rudolph's elegantere Außenseite ihn für mich gelten machte. Ich gestehe, liebe Tante, daß dieß mich verletzte, und daß die Huldigungen, welche bloß meinem Vermögen galten, mir einige Entrüstung verursachten. Daher jene kleine störende Komödie, welche ich auf Ihrem Balle aufführte, um eine kleine Rache an Ihnen zu nehmen. Nun hätte ich es gerne hiebei bewenden lassen und am andern Morgen die Maske abgelegt, wenn nicht zuvor schon und während jener Verwechslung unserer

Personen mir Dinge bekannt geworden wären, welche mich über den Stand des Vermögens meines Oheims, dem ich von jeher von Herzen zugethan war, und über Wohl und Wehe der Seinigen mit begründeter Furcht erfüllten. Des Oheims eigene Mittheilungen über sein Geschäft zwangen mich, die angenommene Rolle fortzuspielen, und ich bewog Rudolph, seine Maske ebenfalls nicht fallen zu lassen und mir seinen Platz zu überlassen. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, darüber beruhigt mich mein Gewissen. Die Ehre und Wohlfahrt meines Oheims mußte gerettet werden, und so handelte ich im Einverständniß mit meinen beiden Vertrauten, Pauline und Rudolph, deren Mitwirkung allein den Erfolg meiner Bemühungen sicherte. Namentlich Paulinen gebührt das Verdienst, Ida vor einem irreparabeln Fehltritt bewahrt und mir den Weg gezeigt zu haben, auf welchem der Oheim am sichersten zu retten. Und nun, lieber Onkel, leg' ich es noch in Deine Hand, zu entscheiden, ob es in Gültigkeit bleiben soll, was wir vertragen haben!"

„Es soll bleiben, wie wir übereingekommen sind, mein lieber guter Robert!" rief der Kommerzienrath und umarmte seinen Neffen. „Wackerer Junge! ein Mann ein Wort! Und Verzeihung für diese hier, die allzu scharfblickende!"

„Unter Einer Bedingung, Tante! Rudolph soll Henrietten heirathen; die beiden Leutchen lieben sich, und es erscheint gleichsam wie eine höhere Fügung, daß aus der beabsichtigten Convenienz- und Spekulations-Heirath eine Neigungsehe geworden ist. Mich können Sie ja leicht verschmerzen, denn einmal bin

ich ja ein Mephistopheles, und zum andern ist es gegen meine Grundsätze, eine leibliche Base zu heirathen. Mit Paulinen ist es ein andres; sie steht meinem Herzen um so viel näher, als sie meinem Blute ferner ist. Begrüßen Sie Paulinen nun als meine Verlobte! . . ."

„Noch nicht, Frau Kommerzienrath!" sagte Pauline und trat hocherglühend und mit dem Ausdruck eines energischen Entschlusses auf dem Antlitz in dem Kreise vor. „Herr Robert Balder ist allzu großmüthig, aber nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Um mir eine Demüthigung und Beschämung zu ersparen, stellte er mich Ihnen als seine Verlobte vor; aber noch habe i ch ihm kein Geständniß, geschweige denn ein Gelübde abgelegt. Noch sind keine Schwüre ausgetauscht worden, und wir sind beide frei!"

„Pauline! Du willst wirklich zurücktreten?" rief Robert vorwurfsvoll und schmerzlich.

„Ja, ich muß, Vetter! Sie haben mich getäuscht und das verzeihe ich Ihnen nicht," entgegnete Pauline, und ihre Stimme bebte vor mühsam bewältigter Bewegung, während Thränen in ihren Augen blinkten. „Dem Buchhalter Rudolph wäre ich zum Altare gefolgt und hätte mit Freuden sein bescheidenes Loos getheilt; aber die arme Waise vom Lande und der reiche Kaufherr würden nicht für einander taugen und müssen sich ewig fremd bleiben." Damit verließ sie das Zimmer unter lautem Schluchzen.

Robert wollte ihr nacheilen, aber der Oheim hielt ihn zurück. „Laß sie einstweilen, lieber Robert!" sagte er; „Du mußt sie nicht überrumpeln wollen. Pauline ist ein Mädchen von festem Willen und

starren Grundsätzen; ich kenne die Race, von welcher sie herstammt. Sie ist verletzt; laß sie sich im Stillen ausweinen, und tritt morgen bittend vor sie. Pauline ist Dir gut, und wenn ich für Dich werbe, wird sie Dir vergeben!"

„Wohlan denn, lassen wir sie gewähren!" sagte Robert. „Aber ich hatte mir's so schön ausgemalt, wie wir beide Paare mit einander unsere Verlobung feierten!"

„Nun denn, Robert, so verschieben wir beide noch die unserige; nicht wahr, Rudolph?" sagte Henriette. „Papa, Mama! ich laß' ihn nicht mehr, meinen Herzensfreund hier. Unsere Seelen haben sich gefunden, aber aus eurer Hand will ich ihn empfangen in einem ruhigern und passenderen Augenblicke als der gegenwärtige zu sein scheint!"

Die Kommerzienräthin reichte Rudolph die Hand und umarmte ihre Tochter stumm und mit feuchten Augen; sie dankte es Henrietten, daß sie die Verlobung vertagte, denn sie kämpfte in Folge all der erlittenen Erschütterungen beinahe mit einer Ohnmacht. —

17.

Am andern Morgen rang die Morgendämmerung noch mit dem trüben, winterlichen Frühlichte, als der Kommerzienrath an die Thür von Roberts Zimmer pochte und ihm die Nachricht brachte, daß Pauline vermißt werde. Das Küchenmädchen hatte die Schlüssel zur Speisekammer von ihr holen wollen und Paulinens Zimmer unverschlossen, ihr Bett unberührt und auf ihrem Tischchen einen Brief gefunden, dessen

Inhalt dem Oheim für alle seine Wohlthaten dankte, ihm des Mädchens Entschluß ankündigte, fürder allein ihr Fortkommen zu suchen und unter Fremden Dienste zu nehmen, und ihm noch ein herzliches Lebewohl sagte.

Robert Balder erblaßte, als er dies hörte; aber seine gewöhnliche Selbstbeherrschung und Fassung verließen ihn nicht.. „Ich werde ihr nachreisen, lieber Onkel, und sie wieder hieher zurückbringen," sagte er entschlossen. „Ich ahne, welche Richtung sie eingeschlagen. Sie sprach früher einmal von einer Freundin in Frankfurt, die ihr eine Stelle als Ladenmädchen verschaffen könnte. Pauline wird meine Frau — sie oder keine; das habe ich mir gelobt, und was ich recht will, das weiß ich auch zu erreichen. Wann geht der Schnellzug in der Richtung nach Frankfurt?"

Der Kommerzienrath nannte die Zeit — es waren noch mehr als zwei Stunden bis dahin. „Weißst Du was, Robert, ich begleite Dich," sagte er; „ich will einen Theil meiner Schuld gegen Dich abtragen."

„Ich nehme es mit Dank an und erwarte Dich auf dem Bahnhofe, lieber Onkel; die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Pauline mit dem ersten Morgenzuge abgereist ist, der auf einer Kreuzung eine Stunde hält, und den wir mit dem Schnellzuge noch überholen.

Als Onkel Balder auf den Bahnhof kam, trat ihm Robert schon im unscheinbaren Reiseanzug entgegen, den Mantel im Arme, ein kleines Reisetäschchen an der Hand, den niedrigen Hut auf dem Kopfe.

„Ich habe die Spur unseres kleinen Flüchtlings bereits durch den Telegraphen ermittelt," sagte er mit einem ruhigen, zufriedenen Lächeln; „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; sie ist auf dem Wege nach Frankfurt, wohin wir noch vor ihr kommen werden. In N. holt der Schnellzug den Güterzug ein, und dann kommt Pauline entweder auf unsern Zug oder ich begebe mich auf den ihrigen, und Sie erwarten mich dann in diesem Falle zu Frankfurt auf dem — — Bahnhof, den Sie vor uns erreichen."

Zu N. hielt schon der andere Zug, als der Schnellzug daher brauste, und mit einem Satz war Robert an der Seite des Zugmeisters, dessen Dienste er rasch zu gewinnen wußte. Diesen neben sich, stand er abseits auf dem Perron, als die Passagiere den Wartsaal verließen. Die Gesuchte war nicht darunter. Der Zugmeister des Schnellzuges überantwortete Robert seinem Kollegen vom Güterzuge, und während der Schnellzug weiter brauste, machte Robert diesen mit seinem Anliegen bekannt und dienstwillig. Der Zugmeister ging langsam die ganze Wagenreihe entlang und blickte in jeden Wagen aufmerksam hinein. Endlich schloß er eine Thüre auf: Robert in seinen Shawl und Mantel verhüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, stieg ein, als das Signal „fertig!" gegeben wurde; die Thüre ward hinter ihm zugeschlagen und er saß in einer Abtheilung dritter Klasse Paulinen gegenüber. Sie erblaßte und bebte zusammen, er aber hub nach dem freundlichsten Gruße an: „Sie sind fortgegangen, liebes Bäschen, ohne mir Zeit und Gelegenheit zu meiner Entschuldigung zu gönnen. Aber Sie werden

mir nun ein williges Gehör nicht versagen, wenn ich Sie um Verzeihung bitten will. Sie sind mir davon gelaufen, aber Sie werden es gerechtfertigt finden, wenn ich Sie verfolgte, denn wir kamen ja überein, des Oheims Haus solle keines von uns ohne das andere verlassen. Ich bin ein Mann, liebe Pauline, und muß mein Wort halten; darf ich nun reden?"

Sie konnte es ihm nicht wehren, und die Logik seiner Neigung überwog bald alle ihre Bedenken. Ehe sie eine halbe Stunde lang mit einander gefahren waren, bemerkten die Mitreisenden, daß sie sich herzlich die Hand reichten, und daß der fremde Herr die ihrige an seine Lippen zog. Und als sie in Frankfurt ausstiegen und sich der Barriere näherten, wo das Gepäck ausgegeben wurde, sah sich Pauline zu ihrer größten Ueberraschung dem Onkel Gottfried gegenüber und wollte erschrocken ihren Arm aus demjenigen ihres Begleiters ziehen.

„Nun, Kinder, seid Ihr wieder einig?" fragte der Kommerzienrath.

„Für das ganze Leben, lieber Onkel!" sagte Robert. „Meine liebe süße Pauline hat mir Alles verziehen und mir nur die Bedingung gestellt, daß wir in Stocksheim bleiben und nicht in die Villa Balder ziehen. Das geschieht aber nicht, denn ich habe das hübsche kleine Gartenhaus von Klobe neben der Fabrik sammt Grundstück erworben, und gedenke mein liebes Frauchen dort einzurichten."

Am Abend des folgenden Tages kehrten die drei Leutchen wohlbehalten nach Stocksheim zurück, und man feierte noch am selben Abend auf der Fabrik

die Verlobung der beiden jungen Paare im engsten Kreise. Alle waren seelenvergnügt, bis auf Tante Balder, die trüb und finster dreinblickte und einsilbig war.

„Meine liebe Frau und ihr, meine beiden erwachsenen Töchter," sagte Herr Gottfried Balder unter Anderm an diesem Abend: „Ihr habt der guten Pauline wahrlich viel Unbill abzubitten. Aber Ihr müßt es desto williger thun, da sich das Schicksal mit solch' deutlicher Gunst des armen Landmädchens angenommen hat. Es heißt in der Schrift: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.' Was Euch beiden anspruchsvollen Fräulein trotz Eurer gerühmten Bildung nicht gelang, nämlich das Herz Eures Vetters zu rühren, das hat das einfache Bäschen vom Lande zu Stande gebracht."

„Das hat seinen guten Grund, lieber Onkel!" erwiderte Robert. „Ich bin zu weit herumgekommen unter den Menschen, um nicht zu wissen, daß wer solch' einen Edelstein kaufen will, besser thut, ihn im ungeschliffenen Zustande zu nehmen und nach seinem Geschmacke schleifen und fassen zu lassen, denn — nichts für ungut meine schönen Cousinen! — ich habe der Edelsteine schon viele gesehen, aber Schliff und Fassung waren nicht immer nach meinem Geschmack. Und der innere Werth dieses Juwels hier, der mich auf den ersten Blick anmuthete, erhielt mich consequent in meiner Werthschätzung für das unbeachtete Bäschen vom Lande, unsere kleine Aschenbrödel Pauline!"

18.

Der gemeinschaftlichen Verlobung der beiden jungen Paare folgte in wenigen Wochen auch die Doppelhochzeit, welche im engsten Familienkreise gefeiert wurde. Rudolph's Eltern und Geschwister und Paulinens Geschwister waren anwesend und theilten die allgemeine Freude, von welcher sich nur die Kommerzienräthin auszuschließen schien. Die einzigen fremden, das heißt nicht zu der Familie selbst gehörenden Gäste waren ein Herr von Haan und seine Frau, die nunmehrigen Bewohner und jetzigen Eigenthümer der Villa Balder auf dem Morgenbühl. Hendrick van Haan, ein Jugendfreund und Schulgefährte von Robert Balder, war vor einigen Monaten etwas leberleidend aus den Kolonieen zurückgekehrt mit seiner jungen Frau, welche das Kind eines europäischen Vaters und einer malayischen Mutter war. Die eigenthümliche, beinahe wilde Schönheit und der ausgezeichnete Wuchs dieses Mädchens hatten den jungen reichen Kaufherrn nicht minder zu ihr hingezogen als ihre Munterkeit, ihr Geist und ihr Reichthum; aber wie ihm schon die vornehme Welt von Samarang jene Verbindung mit dem Liplap-Mädchen nicht vergeben hatte, so schien auch die gute Gesellschaft seiner Vaterstadt Herrn van Haan eine solche Mißheirath nicht zu verzeihen, und er hatte sich daher nach Stocksheim übersiedelt, wo ihm und seiner wirklich liebenswürdigen, wenn auch etwas fremdartigen Frau derartige Vorurtheile nicht begegneten. Wenigstens wurde dieses Ehepaar in denjenigen geselligen Kreisen, welche es aufsuchte,

bald allgemein beliebt, und da Herr van Haan reich war und eine gewisse Ostentation liebte, so wurde die Villa auf dem Morgenbühl bald wieder der Schauplatz allerliebster kleiner Feste, denen es nie an Gästen fehlte.

Nur drei Personen wurden bei diesen großen Soireen nie gesehen: die Kommerzienräthin und Robert Balder mit seiner jungen Frau. Mied die Kommerzienräthin diese Kreise jetzt aus Mißmuth oder Neid, so war bei Robert und Paulinen ein anderes Motiv: sie liebten sich zu innig, um in einem größeren geselligen Kreise sich behaglich zu finden. Robert hatte keine Freude an der hohlen Prunksucht, dem Materialismus und Genußleben, welchem die wohlhabenderen Kaufleute und Fabrikanten von Stocksheim huldigten; seine höheren, geistigen und intellektuellen Bestrebungen fanden in diesem Kreise nur wenig Befriedigung und nur wenige gleichgestimmte Genossen; diese letzteren fesselte er an sich, und bildete mit ihnen einen engeren geistigeren Kreis, welchem auch Rudolph und Henriette sich anschlossen. Die Geldaristokratie von Stocksheim lächelte und spöttelte darüber, und nannte das Robert Balder'sche Haus ein bureau d'esprit, allein Robert war reich und unabhängig, und so mußte man ihn gewähren lassen. Ohnedem hatte er, ohne irgendwie zu verletzen, eine gewisse Entschiedenheit und Energie in seinem ganzen Gebahren, welche genug bekundete, daß ihm an dem Urtheil der blinden Menge wenig genug gelegen war, und daß er allfällig auch sich selber genügen konnte. Mit dem sogenannten bureau d'esprit hatte es aber eine eigene Bewandtniß. Man

glaube ja nicht, daß in diesem geselligen Kreise ein gelehrter, ausschließlicher Dünkel, eine Schaustellung von höchster Bildung und ungemessensten ästhetischen Ansprüchen herrschten. Im Gegentheil, es waren nur einige wenige tüchtige Männer, welche sich mit Nutzen in der Welt umgesehen, und vom Leben etwas mehr gelernt hatten, als ein gieriges Haschen nach dessen sinnlichen Genüssen; Männer, welche, wenn sie am Tage in ihren Schulen, Fabriken, Laboratorien und Comptoirs ihr Tagewerk redlich gethan hatten, am Abend und in den sonstigen Mußestunden auch den höheren Interessen der Menschheit und der Civilisation Theilnahme schenkten. Es waren keine gelehrten Damen, keine schriftstellernden Blaustrümpfe, sondern einfache, liebe, wackere Hausfrauen, welche für ihre Mußestunden eine andere Unterhaltung suchten, als Stadtklatsch und Moden, — Frauen, denen ein ernstes Gespräch über Fragen der Zeit und humane oder patriotische Bestrebungen lieber war, als das Scherbengericht über eine Nachbarin, und denen ein gutes Buch mehr Genuß und Freude bereitete, als ein neues Seidenkleid, und eine neue Garnitur Möbeln, eine Juwelenparure oder ein silbernes Theeservice. Es war mit Einem Worte ein Kreis von Männern und Frauen, welche von der Ueberzeugung beseelt waren, daß der echte Lebensgenuß weder in dem Besuch rauschender Feste und üppiger Gelage, noch im raffinirtesten häuslichen Comfort und Luxus, noch im Zurschautragen übertriebenster Toiletten und in der künstlichen Steigerung aller Ansprüche, noch endlich gar im Ueberstrahlen Anderer bestehe; sondern daß gerade eine gewisse

Gleichgültigkeit gegen diese Aeußerlichkeiten und ein freiwilliges Verzichten darauf nothwendig sei, um den Genuß des Schönen und Erhabenen in der Natur und den verschiedenen Künsten zu einem vollständigen zu machen. Ein einfacher Thee oder ein häusliches Mahl, dessen Grenzen ohne alle Abrede niemals überschritten wurden, vereinigte die befreundeten Familien heute in diesem, morgen in einem andern Hause; man las mit einander die besten Erscheinungen der Tagesliteratur, oder die hervorragendsten Erzeugnisse der besten Geister aller Zeiten, und besprach sich über dieselben im zwanglosesten Austausch. Man erörterte politische, sociale und volkswirthschaftliche Zeitfragen, und besteuerte sich nach Maßgabe der eigenen Mittel, um gemeinnützige, patriotische oder humane Zwecke zu fördern. Jeder fühlte, daß diese Art von Geselligkeit, welche die Frauen höher hob, das sicherste Mittel sei, sie von jenem eitlen, frivolen Treiben, jenem zügellosen Luxus und jener unersättlichen Gier nach äußerlicher Geltendmachung und nach materiellen Genüssen ferne zu halten, welche der Fluch unserer Zeit sind, und durch die Verderbniß der Mütter auch den Ruin der künftigen Generation vorbereiten. Und so hatte die anfangs nur sehr kleine Zahl der Mitglieder des bureau d'esprit gar bald die Genugthuung, zu sehen, daß ihr Kreis sich erweiterte, weil auch von anderer Seite her das Zweckmäßige und innerlich Gesunde und Vernünftige ihres Gebahrens erkannt wurde.

Zu den wirklich überzeugten Neubekehrten dieses Kreises gehörte insbesondere Henriette. Seit ihrer Verheirathung war sie wie umgewandelt, und in der

ersten Zeit nicht fähig, selber den richtigen Standpunkt und die wahre goldene Mittelstraße zu finden, ließ sie sich angelegen sein, Paulinen in Allem nachzuahmen. Allerdings war das Bäschen vom Lande in diesem Kreise auch die bedeutendste Frau; obschon nur in einer einfachen Landschule gebildet, besaß sie eine gute und gründliche Erziehung, welche sie bei ihrem lebhaften Geist, glücklichen Verstand und raschen Fassungsvermögen in den Stand setzte, alles schnell zu ergreifen, zu begreifen und innig festzuhalten, was sie interessirte und ihr des Ergreifens werth erschien. Dazu war ihr Gemüth so schlicht und gesund, so weich und stark zugleich, so gerade und ehrlich, daß sie alles von sich abwies, was ihr nicht geeignet erschien zur inneren Fortbildung und Selbstvervollkommnung, oder was ihren feinen Sinn für Recht, Sittlichkeit und Schicklichkeit verletzte. Ihre Einbildungskraft war nicht verdorben durch Romanlektüre, ihr sittliches Urtheil nicht verkümmert durch die laxe Moral französischer Dramen; ihr Pflichtgefühl nicht beeinträchtigt durch falsche einseitige Begriffe von den vermeintlichen höheren Rechten der Frauen. Still und anspruchslos, milde und ordnend waltete sie in ihrem häuslichen Kreise, und that sich etwas darauf zu gut, nur Kleider und Putz zu tragen, die sie selber verfertig , und freute sich kindlich darob, wenn ihrem Gatten oder ihren Gästen Speisen mundeten, die sie selber bereitet hatte. Und da sie nie eine Minute müßig war und ihre Zeit mit umsichtiger Gewissenhaftigkeit nützte und eintheilte, so wußte sie auch die Aufgabe zu lösen, ihren Pflichten als Hausfrau vollständig zu genügen und

doch mit Eifer und Erfolg an ihrer geistigen Vervollkommnung zu arbeiten und die versäumte Schulung nachzuholen. Und wer dieses reizende junge Frauchen so einfach und bescheiden, wirthlich und traulich in seinem Heimwesen walten sah, das reiche Haar schlicht gescheitelt und vorn nur mit einer Schleife von Seidenband aufgesteckt, die zierliche feine mittelgroße Gestalt von einem einfachen, kornblumenblauen Wollkleid umfangen, Seelenfrieden auf der Stirne, die schönen großen sprechenden Augen und den vollen kußlichen Mund von einem Lächeln verklärt, — der mußte sich gestehen, daß er sich kein Bild von vollendeterer Anmuth denken konnte, und dem hätte wohl kein Fremder geglaubt, wenn er sie diesem als die Besitzerin einer halben Million bezeichnet hätte.

Robert war wirklich glücklich und je länger desto mehr zufrieden mit seiner Wahl. Sein einfacher ernster Sinn, welcher doch wiederum einer glücklichen Beimischung von gesundem Humor nicht entbehrte, fand in Paulinen eine gleichgestimmte Seele. Seine bescheidenen Ansprüche an die gewöhnlichen sinnlichen Lebensgenüsse, sein Geizen mit der Zeit wie mit dem Gelde, das er lieber für höhere geistige und Kunstgenüsse, wie Gemälde, Bücher, Reisen, Musik ꝛc., als für Möbeln und Toilette verausgabte, sein Sinn für ein häusliches und Familienleben fanden bei dieser Frau, die sich in Allem so innig und vertrauensvoll seinen Wünschen und Ansichten anschmiegte, eine Befriedigung, welche er an der Seite einer unter anderen Verhältnissen aufgewachsenen Frau wohl nie gefunden haben würde. Und Rudolph, welcher mit Spannung dieses Treiben und diese holde Häuslichkeit

des Vetters verfolgte, unterließ es nicht, dieselbe nachzuahmen und auch Henrietten als Musterbild eines traulichen Ehestandes zu Nacheiferung zu empfehlen, was diese sich auch ohne Neid oder Aerger gefallen ließ.

Die Zeiterreignisse waren an den Bewohnern von Stocksheim nicht vorübergegangen, ohne einige erschütternde Katastrophen über einzelne Fabrikherren, Bankiers und andere seither beneidete Spitzen der kaufmännischen Welt zu verhängen. Es waren meist solche, die in ihrer Lebensweise einen auffallenden Luxus entfaltet und ihren Frauen ein unbeschränktes üppiges Genußleben verstattet hatten. Diese Beispiele gingen Henrietten nicht verloren, sondern spiegelten ihr warnend das Schicksal vor, welches ihren Eltern und Geschwistern gedroht haben würde, wenn nicht Roberts rasches und energisches Eingreifen den Schlag abgewandt hätte. Sie war daher dem Vetter zu großem, aufrichtigem Danke verbunden, und bethätigte diesen besonders dadurch, daß sie ihn und seine Handlungsweise zu einem stillen Vorbilde nahm. Henriette hatte sich durch ihre Liebe zu Rudolph, durch das Nachdenken über des Vaters drohenden Ruin und durch ihre Heirath ganz von den Ansichten und Einflüssen ihrer Mutter emancipirt, und diese Lossagung war eine um so innigere, als die Kommerzienräthin, getäuscht in ihren Hoffnungen und Plänen hinsichtlich der Zukunft Henriettens und im Herzen noch dem Neffen Robert grollend wegen der Täuschung, die er sich mit ihr erlaubt hatte, nur selten in der Wohnung ihrer Tochter erschien oder mit dieser verkehrte.

Die Kommerzienräthin war überhaupt die einzige, welcher die rettende That Roberts kein Glück und keinen Segen brachte. Während Herr Gottfried Balder wie verjüngt umherging und sich der rührigsten Thätigkeit freute, welche in seinem Etablissement sich geltend machte; während er mit Stolz auf die tüchtige und erfolgreiche Hülfe blickte, welche ihm Robert und Rudolph leisteten, und entzückt war über den neuen lebhaften Aufschwung, den sein Geschäft nun unter diesen Verhältnissen nach der Krise nahm — schien all dieser Erfolg den entgegengesetzten Einfluß auf seine Gattin zu äußern. Die arme Frau konnte es nicht ertragen, daß sie so von ihrer Höhe und aus ihrem Glanze herunter zu steigen gezwungen worden war. Ihr Herz hing mehr an den eitlen Flittern der Vergangenheit, als an dem wahren Wohl der Ihrigen. Verbittert und angewidert zog sie sich in die engste Einsamkeit zurück und verharrte in düstrem, dumpfem Hinbrüten, aus dem kein liebevoller Zuspruch sie aufraffen konnte. Vielleicht arbeiteten Reue und Selbstvorwürfe in ihrem Gemüthe, und sie wollte diese übertäuben durch die Selbstverbitterung, die sie in sich nährte. Sie haßte Robert und verachtete Rudolph; sie mißgönnte Paulinen ihr jetziges Lebensglück und betrachtete Henriettens Heirath als eine Selbsterniedrigung. So zog sie eine unübersteigliche Kluft von Eis und Froststarre um sich her, und verzehrte sich in ihrer Einsamkeit und Vergällung. Von Monat zu Monat ward sie stumpfer und menschenscheuer; weder ärztlicher Rath noch geistlicher Zuspruch konnten diese Hypochondrie lindern,

der endlich ein jäher Herzschlag ein Ziel steckte. Kaum vermißt und doch deßhalb um so tiefer beklagt, starb die Kommerzienräthin wenige Tage nachdem Henriettens Erstgeborener getauft worden war. Ida hatte schon seit Henriettens und Paulinens Verheirathung das Hauswesen geführt, und unter den günstigen Einflüssen der Pfarrerin von Erlau ihren früheren Neigungen entsagt und sich nach Kräften nützlich zu machen gesucht, um die einstige Schuld zu sühnen. Auch sie hatte sich das Bäschen vom Lande zum Vorbild genommen und von Paulinen Vieles gelernt. Jetzt war Pauline sogar ihre Vertraute bei einem kleinen Herzens-Geheimniß. Ida hatte damals im Pfarrhofe zu Erlau einen jungen Arzt kennen gelernt, der ein entfernter Verwandter des Pfarrers und ein lieber Hausfreund dieser Familie war. Dr. Landau hatte sich des bekümmerten trauernden Mädchens, auf welchem ein Herzenskummer zu lasten schien, mit einer um so lebhafteren Theilnahme als Arzt und Hausfreund angenommen, je mehr er den Pfarrer und seine Gattin beeifert sah, Ida zu beruhigen und aufzuheitern. Ida's wundes Herz, das sich soeben von einem Irrthum erholen mußte und das Bild jenes unwürdigen Abenteurers wie einen Giftstoff ausstoßen wollte, war für die Annäherung des sanften, geistvollen, sinnigen jungen Arztes gar nicht unempfänglich geblieben, und der Körper- und Gemüthsarzt hatte auch in ihrem Herzen ein ungewöhnlich trauliches und einstweilen noch heimliches Plätzchen erobert. Die Trennung hatte dann Ida's Wohlwollen und Dankbarkeit eher

noch gesteigert, der Briefwechsel zwischen beiden einen erst maßvollen und zurückhaltenden, dann aber innigeren Austausch von Ansichten, Gefühlen und Gedanken zu Stande gebracht. Mit Einem Worte: seit einem halben Jahre liebten sich Dr. Landau und Ida innigst, und nur Pauline und die Pfarrerin von Erlau wußten um dieses Geheimniß. Die Schwermuth der Mutter und die materiellen Verhältnisse des Vaters ließen es Ida räthlich erscheinen, ihr stilles Glück einstweilen den Eltern zu verschweigen. War doch ohnehin vorauszusehen, daß die Muttter diese Verbindung nicht billigen werde. Jetzt aber, nach dem Tode der Kommerzienräthin, drang der Doctor in Ida, sich ihrem Vater anzuvertrauen oder ihm zu gestatten, daß er bei dem Kommerzienrath um sie freie. Ida sah sich in einer peinlichen Alternative; aber ihr Gefühl trieb sie an, die Lösung dieser Frage Paulinen anheimzugeben. Sie wollte der Familie weder ihre Hülfe und Nähe entziehen, weil die Führung der Haushaltung ja nur allein auf ihren Schultern lag, noch dem Vater für ihre Ausstattung ein Opfer zumuthen, welches ihm vielleicht gerade in diesem Augenblick ungelegen kam; und doch liebte sie den jungen Doktor innigst, und sein Wunsch nach einer Vereinigung fand ein lebhaftes Echo in ihrer eigenen Brust. Dieß alles gestand sie nun Paulinen, und diese, welche nie auch nur den Schatten einer Heimlichkeit vor ihrem Gatten hatte, sprach mit Robert darüber.

„Ich möchte der armen Ida so gerne helfen, mein lieber Freund,“ sagte sie; „aber wie sehr ich mich auch über Mittel und Wege besonnen oder abgequält,

so sehe ich nur einen einzigen ausführbaren vor mir, und diesen kann ich nicht einschlagen ohne Deine Beihülfe, mein theurer Robert!"

„Rede, mein Herzchen!" sagte er neugierig; „Deine Vorschläge sind immer beachtenswerth!"

„Du sagtest neulich, Herr van Haan wünsche die Villa zu kaufen," entgegnete Pauline. „Falls er sie nun nach ihrem Werthe bezahlt und Du, mein liebes Männchen, in die Veräußerung willigst, und den Mehrerlös über den Schätzungswerth dem Oheim Gottfried zustellst als Mitgift für Ida, so ist die eine Schwierigkeit schon gelöst, und über die andere werden wir auch hinüber kommen. Ich werde nämlich mit Henrietten reden, daß sie ihrem Papa den Vorschlag mache, zu ihr zu ziehen, die jüngeren Geschwister, deren Erziehung doch einmal einigermaßen verwahrlost ist, der Pfarrerin zu Erlau zu übergeben, und seine eigene Haushaltung bis dahin aufzugeben, wo die beiden jüngeren Mädchen so weit herangewachsen sind, daß sie wieder in's Elternhaus zurückkehren; — und wenn ich dann Henrietten für meine Idee gewonnen habe, so wollen wir beide zum Oheim Kommerzienrath gehen, ihm die Sache vortragen und dem Doctor Landau vorarbeiten, und ich müßte den Onkel nicht kennen, wenn er nicht am Ende einwilligte."

Robert umarmte lächelnd seine junge Frau, welcher er gerade in ihrem jetzigen Zustande interessanter Hoffnungen um so weniger etwas abschlagen konnte, und gab ihr seine volle Zustimmung zu erkennen. Pauline führte ihr Vorhaben sogleich auch aus, und der in allen Theilen verwirklichte Plan machte zwei

Glückliche mehr, die Paulinen die Erfüllung ihrer höchsten Erdenwünsche verdankten und den guten Genius segneten, welcher der Familie Balder in Pauline Hain, dem Bäschen vom Lande, in's Haus gekommen war.

Heute, wo wir die Geschichte beendigen, ist der Kommerzienrath wieder im Vollbesitze seines Vermögens und hat die freie Verfügung über das ganze bedeutend erweiterte Etablissement, aber seine Neffen Robert und Rudolph stehen ihm nun als Associés zur Seite und helfen ihm das ausgedehnte Geschäft mit Umsicht und seltenem Erfolg betreiben, und auf den einfachen biederen Leuten ruht ein sichtlicher Segen von oben, geschaffen von dem gemeinsamen gedeihlichen Zusammenwirken des Holländer Vetters und des Bäschens vom Lande die nun ein solch glückliches Paar sind.

Mylius, Otfrid,

Familiengeschichten

Bd.: I

Stuttgart 1868